

Erstes Kapitel.

Frühlingsregen und Sonnenschein.

1840 – 1844.

„Man wird es zugeben müssen“, schreibt Schumann im Frühling 1840*, „in diesem von der Natur so stiefmütterlich behandelten Leipzig blüht die deutsche Musik, daß es sich, ohne für unbescheiden zu gelten, neben den reichsten und größten Frucht- und Blütengärten anderer Städte sehen lassen darf. . . . So wolle der musikalische Genius noch lange segnend über dieser Erdscholle wachen, die früher der Name Bachs geweiht, jetzt der eines berühmten jungen Meisters, welcher letztere, wie Alle, die ihm nahe stehen, zum Gedeihen wahrer Kunst noch viele Jahre unter uns verweilen möge!“

Es klingt schon wie eine leise Besorgnis der Vergänglichkeit dieser Blüte herein, die ja in der Folge sich als nur zu berechtigt erweisen sollte. Aber trotzdem wurde der Wunsch, wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit, ihm und allen Gleichgesinnten wunderbar und herrlich erfüllt, und schöner noch, als die Bescheidenheit des Propheten Wort haben wollte.

Wenn bis zu jenem Zeitpunkt Mendelssohns Name und Persönlichkeit allein und ausschließlich dem Leipziger Musikleben, jedenfalls in den Augen der Fernerstehenden, den Stempel aufgedrückt hatte, so wurde in den vier Jahren, die nun folgten, der belebende Anhauch, der von Leipzig ausging, verstärkt und vertieft durch die in überraschender Vielseitigkeit und sprudelnder Frische wie ein lange

* Musikleben in Leipzig während des Winters 1839/40. Neue Zeitschrift f. Musik 1840. Nr. 35-40. Ges. Schriften 4. Aufl. II. S. 242 ff.

künstlich gehemmter Strom sich bahnbrechende Schöpferkraft Schumanns.

Am schwer erkämpften eigenen Herd, dem Ziel jahrelanger Träume, ward wirklich und endlich alles frei, was bis dahin in ihm gebunden gewesen. Und wenn auch schon in diesen ersten Jahren bereits hin und wieder Vorboten späterer Leiden Sorgen weckten und Schatten auf das junge häusliche Glück warfen, so waren sie doch einstweilen, auch für die Nächstbeteiligten, nicht mehr als flüchtiges, schnell vergehendes Mittagsgewölk an einem klaren Sommertag. Denn in ganzer Fülle ward an ihm das Wort Hölderlins wahr:

„Beglückt, wem ruhig liebend ein frommes Weib
Am eignen Herd in friedlicher Heimat lebt,
Es leuchtet über festem Boden
Schöner sein Himmel dem sichern Manne.“

Am 13. September, dem ersten Tag ihrer jungen Ehe, überreichte Schumann seiner Frau ein neues Tagebuch, in das er selbst die erste Eintragung machte.

„Das Büchlein, das ich heute eröffne*, schrieb er, lhat eine gar innige Bedeutung; es soll ein Tagebuch werden, über Alles, was uns gemeinsam berührt in unserm Haus- und Ehestand; unsere Wünsche, unsere Hoffnungen sollen darin aufgezeichnet werden; auch soll es sein ein Büchlein der Bitten, die wir aneinander zu richten haben, wenn das Wort nicht ausreicht; auch eines der Vermittlung und Versöhnung, wenn wir uns etwa verkannt hatten; kurz ein guter, wahrer Freund soll es uns sein, dem wir Alles vertrauen, dem unsere Herzen offen stehen.“ „Alle acht Tage wechseln wir ab in der Führung des Sekretariats; alle Sonntage . . . erfolgt die Übergabe Das Geschriebene wird alsdann gelesen, im Stillen, oder auch laut, je nachdem der Inhalt es verlangt, Vergessenes nachgetragen und überhaupt der ganze Lebenslauf der Woche sorgfältig erwogen, ob es auch ein würdiger und tätiger war, ob wir uns nach innen und außen immer mehr im Wohlstand befestigt, ob

1840 – 1844.

wir uns auch in unserer geliebten Kunst immer mehr vervollkommenet.

Die Aufzeichnungen in einer Woche dürfen nie unter einer Seite betragen; wer dagegen fehlt, bekommt eine Strafe, die wir uns noch aussinnen wollen.

Eine Zierde unseres Tagebüchelchens soll wie gesagt die Kritik unserer künstlerischen Leistungen werden; z. B. kömmt genau hinein, was Du vorzüglich studiert, was Du componiert, was Du Neues kennen gelernt hast, und was Du davon denkst; dasselbe findet bei mir statt. Eine andere Hauptzierde des Buches bilden: Charakterschilderungen z. B. bedeutender Künstler, die wir in der Nähe gesehen. Anekdoten, Humoristisches bleibt keineswegs ausgeschlossen.

Das Schönste und Herzigste aber, was das Buch enthalten soll, will ich Dir, mein liebes Weib, nicht noch beim Namen nennen: Deine und meine schönen Hoffnungen, die der Himmel segnen wolle, Deine und meine Besorgnisse, wie sie das Leben in der Ehe mit sich bringt; kurz allen Freuden und Leiden des ehelichen Lebens soll hier eine treue Geschichte geschrieben werden, die uns noch im späteren Alter erfreuen wird.

Bist Du mit alle diesem einverstanden, mein Herzensweib, so schreibe Deinen Namen unter meinen, und laß uns als Talisman noch die drei Worte aussprechen, worauf alles Glück des Lebens beruht:

Fleiß, Sparsamkeit und Treue.“

Und unter Roberts Name steht von Claras Hand: „Dein Dir von ganzer Seele ergebenes Weib Clara.“

Manche von den Gesetzen dieses „Eheordens“ sind im Laufe der Zeit übertreten und vergessen worden, der Gesetzgeber selbst hat vor allen Dingen gegen das erste Gebot der gemeinsamen Führung des Tagebuches in regelmäßigem Wechsel gefrevelt und, zunächst nur vorübergehend im schöpferischen Arbeitsdrang, hernach aber dauernd die Berichterstattung über die inneren und äußeren Erlebnisse der Frau allein überlassen und so dem Buche den

Charakter einer schriftlichen Zwiesprache unter den Eheleuten über Fragen, die sie im Geräusche des Tages mündlich zu erörtern Scheu trugen, genommen; aber der Grundton, der hier angeschlagen wird, und die Hauptziele, die hier, nicht so sehr für das gemeinsame Tagebuch als für die gemeinsame Lebenswanderung, gestellt werden, die sind bis zum letzten Ende von beiden mit einer Treue, einem Ernst und einer schlichten Größe festgehalten worden, wie sie wohl, und zwar nicht nur in einer Künstlerehe, zu den größten Seltenheiten gehören. Und daß ein Lebensbund zwischen zwei so reich begabten und so stark ausgeprägten künstlerischen Individualitäten an sich Klippen und schwere Gefahren eigener Art in sich barg, darüber waren zwar wohl die beiden im Laufe der langen Prüfungszeit sich klar geworden, aber die Größe der dadurch gegeneinander übernommenen Pflichten mußte doch erst in einer keineswegs immer leichten Schule der Erfahrung von beiden nicht ohne innere Kämpfe erlernt werden.

Es erscheint ja zunächst selbstverständlich, daß bei einer Abwägung der ins Spiel kommenden und ihr Recht verlangenden künstlerischen Begabungen, dem Schaffenden, in diesem Fall also dem Mann, unbedingt der Vorzug vor dem nur nachschaffenden, reproduzierenden Künstler – hier der Frau – eingeräumt wird.

In der Wirklichkeit aber war die Lösung der Aufgabe doch nicht so einfach, trotzdem von beiden Seiten gegenseitige Liebe, angeborene Herzensgüte und ein überaus feines und strenges künstlerisches Gewissen von vornherein zusammenwirkten, um jede mögliche Dissonanz beim ersten Ton in Harmonie aufzulösen. Denn als Clara Wieck Robert Schumann ihre Hand reichte, hatte für den weiten Kreis der musikalisch Gebildeten zweifellos ihr Name einen helleren und volleren Klang in der Öffentlichkeit, als der ihres Mannes. Sie stand, so schien es damals wenigstens, trotz ihrer Jugend auf der Höhe ihrer Kunst, und das Verschwinden dieser jungfräulichen, priesterlichen Erscheinung, die wie ein aus

1840 – 1844.

reinerer Atmosphäre in ruhiger, stiller Schönheit Licht verbreitendes Gestirn Unzähligen die Freude am eigenen Dasein erhöht und den Glauben an reines selbstloses Künstlertum geweckt und gestärkt hatte, wurde allgemein als ein nicht zu ersetzender Verlust schmerzlich empfunden. Denn nur die wenigsten hatten eine Ahnung davon, daß dieser zeitweilige Verlust in Wirklichkeit für die Kunst und die Künstlerin den höchsten Gewinn bedeutete.

Hebbel hat einmal gesagt, Jeder der zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will, muß „in einem anderen Großen erst einmal völlig auf- und untergehen . . . Ein Prophet tauft den zweiten. Und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen.“

Aber es ist eben eine Feuertaufe, und dem Werdenden ist in diesen Augenblicken nicht nur willige Hingabe, sondern auch unerschütterlicher Mut und festes Selbstvertrauen dreifach nötig, soll nicht der Lebenswecker zum Zerstörer werden.

Und in dieser Beziehung ward Claras Kraft auf die höchste Probe gestellt. Sie wußte ganz genau und erfuhr es täglich im Zusammenleben mit Schumann neu, daß er schon jetzt, gerade jetzt, zum Größten herangereift war, daß er nicht nur für seine Lebensgefährtin, sondern auch für die Künstlerin der Meister war, dem sich hinzugeben und in dem aufzugehen höchste Pflicht und höchstes Glück zugleich war; mochte auch die Welt, bis in den nächsten Freundeskreis hinein, geneigt sein, die Offenbarungen seiner spröden Eigenart noch als Versuche eines ringenden, Kämpfenden aufzufassen, dem die harmonisch abgeklärte Künstlerschaft der Frau in ihrer Reife und inneren Geschlossenheit als ein, in den Grenzen ihrer Begabung, ebenbürtiges Element mindestens an die Seite zu stellen sei.

Aber, wenn sie auch schon in den letzten Jahren ihres Brautstandes aus dieser klaren persönlichen Überzeugung heraus allen Ehrgeiz als Schaffende neben ihm etwas Eigenes noch zu leisten,

begraben hatte, so war doch in ihrer bedingungslosen Hingabe an ihn ein Punkt, bei dem instinktiv von Anfang an ihr Künstlergewissen ihr Halt gebot: Die Ausübung ihrer Kunst.

Daß Schumann im Innersten seines Herzens es am liebsten gesehen hätte, wenn sie in dem Augenblick, wo sie sein Weib wurde, überhaupt auf künstlerische Tätigkeit nach außen verzichtet hätte, unterliegt keinem Zweifel, war auch von seinem Standpunkt wohl begreiflich, da er, abgesehen von dem Wunsch, die schwer erkämpfte Geliebte für sich zu besitzen, mehr oder minder klar jene Konflikte vorausahnte, in die bei seinem gesteigerten Schaffenstrieb mit der entsprechenden Sehnsucht nach dem stillen Frieden der Häuslichkeit eine gleichzeitig zur Betätigung nach außen drängende Künstlerschaft der Frau sie beide bringen mußte; diese war nur zu erkaufen entweder durch langwierige Trennungen oder durch seine Teilnahme an den Reisen, die, wie sie seine Schöpferarbeit aufs empfindlichste lähmte, zugleich auch als Begleiter der gefeierten Künstlerin in Lagen und Stellungen hineinbringen konnte, die seinem berechtigten künstlerischen Selbstgefühl oft unerträglich sein mußten.

Wenn trotzdem bei den Zukunftsplänen beide von vornherein Claras Fortführung ihrer öffentlichen Tätigkeit immer als etwas Selbstverständliches behandelt hatten, so waren dabei für ihn wohl an erster Stelle finanzielle Rücksichten ausschlaggebend, da die Einnahmen daraus gegenüber den düsteren Prophezeiungen Wiecks über das voraussichtliche Hungerleidertum des jungen Paares mit fröhlichem Klang schwer ins Gewicht fielen.

Für Clara aber stand von vornherein viel mehr auf dem Spiele. Wohl betonte auch sie jetzt und in der Folge immer wieder die Notwendigkeit, ihre Erwerbsfähigkeit für die wachsenden Ausgaben des Haushalts zu verwerten; und zwar war das kein Vorwand, denn sie sorgte sich tatsächlich sehr um die Zukunft, je mehr ihr Mann derartige Sorgen von sich abzuschieben liebte. Aber für sie kam an erster Stelle doch ganz etwas anderes in Betracht. Sie wußte,

1840 – 1844.

oder ahnte jedenfalls, deutlich, daß in dem Augenblick, wo sie auf die künstlerische Tätigkeit nach außen verzichtete, sie damit zugleich auf das Recht verzichtete, die Pflege ihrer Kunst als einen ihren übrigen Pflichten ebenbürtigen Faktor im täglichen Leben durchzusetzen. Und wenn sie auch von dem Augenblick an, wo sie sich Schumann zu eigen gegeben, ihm ihre beste Kraft rückhalt- und bedingungslos zu weihen entschlossen war, so empfand sie doch von Anfang an, wenn auch mehr instinktiv als bewußt, daß die Vorbedingung dafür die Erhaltung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit war, in der das Menschliche und Künstlerische nicht voneinander zu trennen war, ohne einem von beiden den Lebensnerv zu treffen.

Wie groß die Aufgabe war, die sie dadurch übernommen, davon ahnte sie natürlich nichts in dem Augenblick, als sie Schumanns Frau wurde, und schwere Stunden sind ihr namentlich in den ersten Jahren nicht erspart geblieben, als die ganz ungewohnten und noch dazu von Jahr zu Jahr wachsenden häuslichen Pflichten und die immer reicher und imponierender sich entfaltende Schöpferfähigkeit ihres Mannes ihr persönliches Künstlertum von Tag zu Tag in immer bescheidenere Grenzen einengten und Schritt für Schritt mehr zurückdrängten, während gleichzeitig gerade durch das Zusammenleben mit Robert ihr künstlerisches Verständnis reifte und sich vertiefte. Aber wie alle Aufgaben, vor die das Schicksal im Laufe eines langen Lebens diese große und gute Frau stellte, so hat sie auch diese mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit, unsagbar feinem Takt und jener inneren Glaubenszuversicht, die den Sieg verleiht, in einer Weise gelöst, die es begreifen läßt, wie die Nähe einer künstlerisch und sittlich so rein gestimmten Seele wieder für Schumanns schöpferische Tätigkeit zu einer anfeuernden und belebenden Kraft werden mußte.

Wenn so in neuen Sorgen und neuen Hoffnungen, neuen Kämpfen und neuen Siegen beiden aus dem geschlossenen Bunde ein

neues vollkommeneres vertieftes Innenleben sich gestaltete und in jedem von ihnen durch die Gemeinschaft neue Triebe zeitigte, die zunächst ihrem häuslichen Glück in naher und ferner Zukunft aber der Allgemeinheit Früchte tragen und reiche Ernte bringen sollten, so lag doch von vornherein über all dieser Zukunftsarbeit ein Schatten aus der Vergangenheit, den auch die kräftigste und freudigste bewußte Erfassung des Glückes der Gegenwart nicht zu bannen vermochte, der Schmerz der Tochter über den unversöhnlichen Haß des Vaters.

„Heute ist's ein Vierteljahr, daß wir verheiratet sind“, schreibt Clara am 5. Dezember, „wohl mein glücklichstes Vierteljahr, das ich noch erlebt. Ich stehe täglich in neuer Liebe zu meinem Robert auf, und schein ich auch manchmal trübe, fast unfreundlich, so sind es nur Sorgen, deren Ursprung doch immer die Liebe zu ihm ist. Ich hoffe, alle nächstfolgenden Vierteljahre sollen uns nicht weniger glücklich finden als das vergangene. Kann etwas mein Glück auf Augenblicke trüben, so ist es der Gedanke an meinen Vater, für den ich das tiefste Mitleid fühle, daß er nicht Zeuge unseres Glückes sein kann, daß ihm der Himmel ein Herz versagt hat, und er für ein Glück wie das unsrige unempfindlich ist. Er hat doch keine Freude jetzt und nicht nur mich sondern auch all seine Freunde, deren er so nicht Viele besaß, durch sein Benehmen verloren. Das ist traurig, und für mich um so mehr, als ich seine Tochter bin. Ich hoffe, daß Du, mein innigst geliebter Robert, mir darum nicht zürnst; das kindliche Gefühl läßt sich nun einmal nicht ganz unterdrücken, und so wirst Du mir auch meine trüben Gedanken an meinen Vater einmal verzeihen.“

In den letzten Worten ist schon angedeutet und auch nach allem, was vorangegangen war, durchaus begreiflich, daß dies zugleich ein Punkt war, der unter Umständen auch zwischen beiden Eheleuten Quelle von Verstimmungen und Trübungen werden konnte. Schwebte doch um diese Zeit noch der von Schumann gegen Wieck angestrengte

1840 – 1844.

Beleidigungsprozeß, der im Frühling 1841 mit einer Verurteilung Wiecks endigte, und fanden doch gleichzeitig unter Major Serres Vermittelung sehr peinliche Verhandlungen zwischen Vater und Kindern über Claras Vermögen und die Auslieferung ihr gehöriger Sachen, vor allem ihres Flügels, statt. In letzteren kehrte dann freilich wieder Wieck so sehr die kleinlichen und gehässigen Seiten seines Wesens hervor, daß die weiche versöhnliche Stimmung Claras sehr bald ins Gegenteil umschlug und infolgedessen im Frühling 1841 die letzten Aussichten auf eine auch nur äußerliche Annäherung auf absehbare Zeit vernichtet schienen.

Wenn trotzdem Clara einige Monate später aus der Fülle ihres Glücks heraus durch einen Glückwunsch zum Geburtstag des Vaters wieder die Hand bot, den zerrissenen Faden neu zu knüpfen, so war das selbstverständlich kein Zeichen von Schwäche oder Reue über das, was sie getan. Darüber hat weder jetzt noch irgendwie später bei ihr und ihrem Manne auch der leiseste Zweifel und Skrupel bestanden. Sondern sie folgte darin lediglich dem Zug ihres Herzens zu dem einsamen Manne, den sie trotz allem Bösen, was er ihr zugefügt, nie als Tochter zu lieben aufgehört. Und es war zugleich von ihres Mannes Seite ein nicht hoch genug anzuschlagender Beweis von Zartsinn gegen sie und von vornehmer Gesinnung, daß er ihrem Wunsche gern willfahrte. Freilich bei Wieck fand dieser Annäherungsversuch ebensowenig Verständnis, geschweige denn Erwiderung, wie die wenige Tage später durch Schumann an ihn gerichtete Mitteilung, daß ihm am 1. Sept. ein Enkelkind geboren sei. Ja diesmal erfolgte sogar herbe Abweisung in schroffster Form.

Danach war selbstverständlich für Schumanns jeder neue Annäherungsversuch ausgeschlossen. Und man hätte es beiden nicht verdenken können, wenn sie, als plötzlich im Januar 1843 bei Wieck die Stimmung umschlug und er in einem leider nur fragmentarisch erhaltenen Schreiben eine Anknüpfung seinerseits versuchte, mindestens

1840 – 1844.

mit zögernder Zurückhaltung erwidert hätten. Aber ein derartiges Rechten lag weder in Claras noch in Roberts Natur.

Vielmehr erwiderte sie dem Vater auf seine am 21. Januar 1843 an sie gerichteten Worte*:

„Ich liebe die Kunst immer noch aufrichtig und ungetrübt; folglich soll auch jetzt die Tätigkeit Deines talentvollen Mannes nicht unbeachtet und unerkannt von mir bleiben. Das will ich Dir dadurch beweisen, daß ich Dich bitte, mir vorher anzuzeigen, wenn ich einige von Deines Mannes neuesten, viel von allen Kennern gerühmten Kompositionen öffentlich hören kann. Ich komme deswegen nach Leipzig.

Dein Mann und ich, wir sind zwei harte Köpfe – die muß man gehen lassen, aber gesinnungsvoll sind wir. Folglich kann es ihn nicht wundern, wenn ich wie immer seinem Fleiß und seiner Schöpferkraft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wünsche. Komme bald nach Dresden und führe hier Deines Mannes Quintett auf“, unbefangen und herzlich, die Vergangenheit mit keinem Worte berührend:

Leipzig d. 23./I. 1843. **

Lieber Vater.

Deiner freundlichen Einladung wäre ich am liebsten gleich gefolgt, aber Du weißt, man kann sich nicht immer losreißen, und für unsere Kleine ist auch die Jahreszeit noch zu rau. Sobald es aber wieder wärmer wird, komme ich mit ihr, und Du wirst Deine Freude an ihr haben. . . . Ich hoffe aber doch gewiß, Dich vorher und zwar hier zu sprechen, denn, daß ich mich darnach sehne, Dich bald zu sehen, wirst Du glauben.

Vielleicht ließe sich dies zugleich mit einem musikalischen Genuß vereinen: die Schloß*** hat mich eingeladen in ihrem Concert zu

* Das oben mitgeteilte Fragment ist (mit falschem Datum) gedruckt bei Kohut (Fr. Wieck S. 150), der anscheinend aus dem Original selber oder einer Abschrift schöpfte. Bei den im Schumannschen Nachlaß aufbewahrten Briefen Wiecks an seine Tochter findet sich das Schreiben nicht.

** Hier nach dem Original. Gedruckt – mit Auslassungen – schon bei Kohut, Fr. Wieck S. 150.

*** Sophie Schloß aus Köln, Sopransängerin der Leipziger Gewandhaus-

1840 – 1844.

spielen, das am 9. Februar statt findet; ich weiß noch nicht, ob ich das Quintett oder ein Concertstück mit Orchester vom Robert spiele – eines von beiden aber gewiß Kannst Du Dich so einrichten, daß Du um diese Zeit herkommst?

Zu unserer Matinée hätte ich Dich hergewünscht! Du wärest gewiß befriedigt gewesen. Roberts Quartett und Quintett erfreuten sich eines ungeteilten Beifalls, was mich sehr glücklich machte; daß ich in dieser Stimmung auch nicht schlecht spielte, wirst Du glauben. Ich spielte eine, ich glaube, noch nie öffentlich gehörte Sonate von Beethoven Op. 101 (Du kennst sie recht gut, denn, wo ich nicht irre, habe ich sie schon früher einmal bei Dir gespielt), außerdem noch Pedal-Fuge von Bach und zum Schluß das Quintett. Die Quartette vom Robert, drei sind es, erscheinen binnen einigen Wochen bei Härtels. Vielleicht trifft es sich, daß [Du] doch noch diesen Winter Eines oder das Andere hören kannst, was mir lieb wäre.

Daß es mit Deiner Gesundheit wieder besser geht, ist mir eine große Beruhigung, und lieb ist es mir, daß ich von Deinem Unwohlsein nichts wußte, als es schlimmer war. Der Sommer wird Dich ganz gesund wieder machen.

Wer hat Dir aber nur gesagt, daß ich kränkle? ich kann Dir die Versicherung geben, daß dies durchaus nicht der Fall ist.
 Marie würde ich mich freuen einmal zu hören; sie soll ja wunderhübsch spielen, auch Cäcilie* – Grüße beide Kinder sowie die Mutter freundlich von mir, und Du, mein lieber Vater, schreibe recht bald etwas Näheres wegen unseres Wiedersehens.

Deine Clara.

Die vornehme Natur Schumanns verleugnete sich auch diesmal nicht; obwohl dieser Aussöhnungsversuch des Vaters sich einstweilen nicht auf seine Person mit erstreckte, zögerte er nicht einen Augenblick, seiner Frau so bald als möglich die Gelegenheit zu verschaffen, der Einladung nach Dresden zu folgen.

konzerte von 1839 – 48. „Die erste Sängerin, die Schumannsche Lieder öffentlich vortrug.“
 Vgl. Schumann, Ges. Schriften. 4. Auf. II S. 556.

* Bei Kohut, a. a. O., ist die auf die Schwestern Claras bezügliche Stelle fälschlich durch gesperrten Druck hervorgehoben.

„Clara ist in Dresden“, schreibt er am 17. Februar 1843, „die Ihrigen zu besuchen. Der Sinn des Vaters hat sich plötzlich gewendet, und mich freut es in meiner Clara Seele. Denn Eltern bleiben Eltern und man hat sie nur einmal.“

Fragt man aber nach den Gründen dieser „plötzlichen Wendung“, dieses durch keine inzwischen vorgegangene Veränderungen in dem Verhalten der Kinder gegen den Vater erklärten Umschlags der Stimmung, so wird man Wieck wohl kein Unrecht tun, wenn man sie, mochte auch das Herz dabei mitsprechen, wesentlich auf Klugheitserwägungen zurückführt.

Unbeschadet seiner frühen Würdigung der Bedeutung Schumanns hatte ihm doch offenbar bisher der eigentliche Glaube an die Entwicklungsfähigkeit seines Genius gefehlt, hatte er ihm eine große Zukunft im Sinne einer sofortigen allgemeinen Geltung beanspruchenden künstlerischen Persönlichkeit nicht zugetraut. Und diese Einschätzung war sicher auch mit einer der Gründe seines hartnäckigen Widerstandes gegen die Verbindung seiner Tochter gewesen. Die schöpferische Tätigkeit aber, die Schumann in den ersten beiden Jahren seiner Ehe entfaltete, belehrte ihn eines Besseren und machte ihm zugleich klar, daß, wollte er seine durch die öffentliche Bekämpfung der Persönlichkeit Schumanns ohnehin schwer erschütterte autoritative Stellung in der Musikwelt behaupten, er den menschlichen Verdruß nicht den siegreich sich Bahn brechenden Künstler entgelten lassen durfte. Hatte er sich aber einmal soweit überwunden, so war gerade bei seiner Natur, die von jeher auch das Persönlichste mit voller Naivität in den Dienst seiner äußeren Interessen zu stellen gewohnt war, der Schritt zur Versöhnung verhältnismäßig leicht getan, denn die Überwindung, die es seinen Stolz vielleicht kostete, ward reichlich aufgewogen durch den Nimbus, den im Augenblick der Aussöhnung seines Schwiegersohnes aufsteigendes Gestirn ihm selber und seinen musikalischen Zukunftsplänen verleihen mußte.

1840 – 1844.

Wenn aber trotz den in dieser Beziehung so charakteristischen Äußerungen über Schumanns Bedeutung in dem ersten wieder an Clara gerichteten Briefe noch Zweifel darüber obwalten sollten, ob diese Erwägungen im letzten Grunde für Wiecks plötzliche Wendung die ausschlaggebenden waren, so müssen sie schwinden, angesichts des Zeitpunktes und der Art und Weise, wie Wieck einige Monate später, nachdem er mit der Tochter sich ausgesöhnt, nun auch mit Schumann die persönliche Fühlung wiederherzustellen suchte. Am 4. und 11. Dezember hatten in Leipzig die beiden ersten Aufführungen von „Paradies und Peri“ stattgefunden, für den 23. stand sie in Dresden bevor, da schrieb Wieck an Schumann am 15. Dezember 1843:

Lieber Schumann,

Tempora mutantur et nos mutamur in eis.

Wir können uns, der Clara und der Welt gegenüber, nicht mehr fernstehen. Sie sind jetzt auch Familienvater – warum lange Erklärung?

In der Kunst waren wir immer einig – ich war sogar Ihr Lehrer – mein Ausspruch entschied für Ihre jetzige Laufbahn. Meiner Teilnahme für Ihr Talent und Ihre schönen und wahren Bestrebungen brauche ich Sie nicht zu versichern.

Mit Freuden erwartet Sie in Dresden

Ihr Vater
Fr. Wieck.

und zwei Tage später in einem Briefe an den gemeinsamen Freund Bergschreiber Becker: „Schumann hat bei der ersten Aufführung der Peri in Leipzig ungeheuren Beifall und einen Lorbeerkranz eingeerntet, welcher letzterer ihn etwas konfus gemacht haben mag. Infolgedessen wird sie den 23. im Abonnementskonzert hier im Theater unter Reißiger aufgeführt. Schumann will aber – und mit Recht – bei den Proben sein. Er kommt mit Clara den 19. an und bleibt da. Es ist wahrscheinlich, daß er mich besucht und wohl bis 25. da bleibt.“

Glückstrahlend hatte Clara gleich nach Empfang seines Briefes

an ihren Mann dem Vater geschrieben: „Tausend Dank für Deinen Brief und insbesondere für die Inlage, Deine freundlichen Zeilen an meinen Mann, der Dir in Dresden selbst danken wird. Ich bin sehr glücklich darüber und wüßte nichts mehr, das mir das Herz schwer macht.“

Es kam dann auch, wie Wieck an Becker geschrieben; das Ehepaar traf am 19. Dezember in Dresden ein und feierte hier gemeinsam das Weihnachtsfest in Claras Elternhause, zum erstenmal seit sieben Jahren.

Damit war der Friede endlich wiederhergestellt und zugleich ein für allemal dieser Mißklang aus dem Leben des jungen Paares ausgelöscht. Nie wieder ist seitdem – obwohl es auch in der Folge an vorübergehenden Reibungen und Verstimmungen nicht gefehlt hat – das Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern nach außen ernstlich gestört worden. Daß es so wurde und bleibt, ist aber wieder vor allem, wenn nicht allein, das Verdienst Claras, die mit großartiger Selbstüberwindung von diesem Augenblick an in dem Verkehr mit dem Wieckschen Hause jeden, auch den leisesten Nachklang er erlittenen Qualen ausschaltete und ihrer reinen Herzengüte entsprechend Eltern und Geschwistern nichts anderes sein wollte als gute Tochter und zärtliche Schwester. Daß aber durch diese Aussöhnung weder bei ihrem Manne noch bei ihr die Erinnerung an die Vergangenheit an sich ausgetilgt wurde und auch nicht werden konnte, ist für jeden klar, der sich vergegenwärtigt, was man ihnen angetan hatte. Es blieb ein Pietäts- und Respektverhältnis in freundlichen, oft fast herzlichen äußeren Formen, aber die alte Unbefangenheit kehrte nie wieder.

Ehe aber die Tochter nach langer Trennung den Platz im Elternhause sich wieder eroberte, der ihr nicht nur um ihrer kindlichen Liebe, sondern mindestens ebensowegen wegen der Treue gebührte, die sie in den schweren Kämpfen sich selber und dem Geliebten gewahrt, hatte sie als Frau in den vier Wänden des eigenen Hauses sich einen Platz, einen Boden, auf dem die Zukunft aufgebaut werden sollte, erst schaffen müssen und tatsächlich auch

1840 – 1844.

geschaffen, und zwar, wie bereits angedeutet wurde, nicht ohne daß dabei Widerstände, im eigenen Innern wie von außen kommende, kämpfend zu überwinden gewesen wären.

Ein scheinbar stilles und doch innerlich unendlich bewegtes Leben war es, das sich in den freundlichen Räumen des ersten Stockwerkes im Hause Inselstraße Nr. 5 in den ersten vierziger Jahren entfaltete. Zwei Künstler am Werk, beide einem Ziele zustrebend, der Ausbildung der in ihnen wirkenden geistigen und sittlichen Kräfte zu höchster Vollendung, und darin auch immer den Ausgleich findend für die kleinen und großen Dissonanzen, die die Zusammenstöße mit den Sorgen und Fragen des täglichen Lebens und die leisen gegenseitigen Zerrungen zweier hochgespannter künstlerischer Individualitäten mit sich brachten. Zwei Flügel stehen im Haus, aber sie dürfen nicht zusammen klingen, und im Tagebuch fehlt es dann auch nicht an lauten und leisen Klagen über „das Übel mit den leichten Wänden.“ „Mein Klavierspiel“, heißt es im Januar 1841, „kommt wieder ganz hintenan, was immer der Fall ist, wenn Robert komponiert. Nicht ein Stündchen vom ganzen Tag findet sich für mich! Wenn ich nur nicht gar so sehr zurückkomme!“

Ja noch mehr, während eine Fülle von Wohllauten in Liedern und Symphonien unter diesem Dach zur höchsten künstlerischen Gestaltung sich durchringt, klingt kein Ton davon herüber in das einsame Zimmer der jungen Frau. „Robert ist seit einigen Tagen sehr kalt gegen mich“, klagt das Tagebuch*, „zwar ist wohl der Grund ein sehr erfreulicher, und niemand kann aufrichtiger teilnehmen an allem, was er unternimmt, als ich, doch zuweilen kränkt mich diese Kälte, die ich am allerwenigsten verdiente.“ Robert selbst spricht** von ihren mit Schmerzen gemischten Freuden an seinen

* Ende Dezember 1840. Er legte damals die letzte Hand an die „Frühlingssymphonie.“ (B-Dur Op. 38.)

** Ende November 1840 nach Vollendung des Kernerschen Liederzyklus. (Op. 35.)

Schöpfungen: „denn sie muß meine Lieder zu oft durch Stillschweigen und Unsichtbarkeit erkaufen.“ „So geht es nun in Künstlerehen“, setzt er hinzu, „und wenn man sich liebt, immer noch gut genug.“

Ernster aber und tiefer auf den Grund der Dinge schauend und aus ihm zugleich den versöhnenden Klang heraushebend ist eine Betrachtung aus dem zweiten Jahre der Ehe, im Oktober 1842, im Anschluß an das erste Gewandhauskonzert des Winters, in dem Clara gespielt hatte: „sie spielte gut und schön, wie immer. Sorge macht mir oft, daß ich Clara in ihren Studien oft hindere, da sie mich nicht im Componieren stören will. Denn ich weiß ja wohl, daß der öffentlich auftretende Künstler, und wenn er der größte, gewisse mechanische Übungen nie ganz unterlassen, die Schnellkraft der Finger sozusagen immer in Übung halten muß. Und dazu fehlt es meiner lieben Künstlerin oft an Zeit. Was freilich die tiefere musikalische Bildung betrifft, so ist Clara gewiß nicht stehengeblieben, im Gegenteil vorgeschritten; sie lebt ja auch nur in guter Musik, und so ist ihr Spiel jetzt gewiß nur noch gesunder und zugleich geistiger und zarter als früher. Aber jene mechanische Sicherheit zur Unfehlbarkeit gleichsam zu erhöhen, dazu fehlt es ihr jetzt manchmal an Zeit, und daran bin ich Schuld und kann es doch nicht ändern, Clara sieht das auch ein, daß ich mein Talent zu pflegen habe, und daß ich jetzt in der schönsten Kraft bin und die Jugend noch nützen muß. Nun so geht es in Künstlerehen; es kann nicht alles beieinander sein; und die Hauptsache ist doch immer das übrige Glück, und recht glücklich sind wir gewiß, daß wir uns besitzen und verstehen, so gut verstehen und lieben von ganzen Herzen.“

Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb ist Claras Genugtuung darüber, daß ihr die Rücksichten auf ihren Mann und ihren körperlichen Zustand ein regelmäßiges Spielen wieder gestatteten, nur zu begreiflich, wenn sie einmal schreibt: „ich lege mich ruhiger zu Bett, wenn ich diese Pflicht an mir selbst erfüllt habe.“

1840 – 1844.

Dabei täuschte sie sich am allerwenigsten darüber, wie recht ihr Mann mit seinen Bemerkungen über ihr eigentlich musikalisches Reifen habe.

Mit ihm und durch ihn wuchs sie erst in das tiefere Verständnis der Beethovenschen Orchesterwerke und vor allem auch Bachs hinein.

Mit dem gemeinsamen Studium des wohltemperierten Klaviers hatten sie gleich in der zweiten Woche ihres Ehelebens begonnen. „Robert“, schreibt darüber Clara, „bezeichnet die Stellen, wo das Thema immer wieder eintritt, es ist doch ein gar interessantes Studium die Fugen, und schafft mir täglich mehr Genuß. Robert gab mir einen starken Verweis; ich hatte eine Stelle in Oktaven verdoppelt und dadurch unerlaubt eine fünfte Stimme dem vierstimmigen Satze beigefügt.“ „Unser Fugenstudium“, heißt es 8 Tage später, „setzen wir fort; es wird mir mit jedem Mal Spiel interessanter. Bei diesem natürlichen Fluß doch diese große Kunst, was man doch fast von jeder der Fugen sagen kann. Die Mendelssohnschen Fugen kommen einem doch nach den Bachschen ärmlich vor, man sieht auch sehr, wie sie gemacht sind, und es ihm wohl manchmal schwer geworden ist Ich glaube übrigens gewiß, es lebt jetzt Keiner, der solche Fugen schreiben könnte als Mendelssohn.“ („Cherubini, Spohr, Klengel“, bemerkt berichtigend Schumann dazu am Rande!)

Diesen Studien reihte sich im Frühling 1841 ein gemeinsames Studium Beethovenscher Symphonien und Mozartscher und Beethovenscher Ouvertüren* aus der Partitur an; „Clara hat außerdem“, heißt es im Juli 1841, „fleißig an einigen Beethovenschen Sonaten studiert und sie ganz eigentümlich gefaßt, ohne das Original zu beeinträchtigen. Dies macht mir einen großen Genuß.“

Vor allem aber gingen ihr im Studium und Spiel von Schumanns eigenen Kompositionen neue, ihrer künstlerischen Eigenart besonders pfadweisende Offenbarungen auf, die im Verein mit

* Ähnlich wurden im Sommer 1842 die Haydnschen und Mozartschen Quartette der Reihe nach am Klavier durchgenommen.

jenem Sichversenken in die Klassiker sie allmählich, aber verhältnismäßig doch sehr rasch, von den Fesseln jener Kunstauffassung befreien, die auch das private Studium immer im Hinblick auf Konzertprogramme mehr oder minder bewußt beeinflußt.

Wie schnell und wie gründlich dieser Wandel sich vollzog, zeigt schon eine Äußerung Claras aus dem Juli 1841: „Ich spielte Sonntag nachmittag einige Sonaten von Beethoven, doch fanden weder Becker noch Krägen den Genuß daran, den uns so eine Beethovensche Sonate verschafft. Ihre Bildung ist mehr auf das Virtuositentum gerichtet als auf die wahre Musik. Eine Fuge von Bach z. B. langweilt sie, sie sind nicht fähig, die Schönheit zu empfinden, die in dem verschiedenen Eintreten der Stimmen mit dem Thema liegt, sie können dem gar nicht folgen Je weniger ich jetzt öffentlich spiele, je mehr wird mir das ganze mechanische Virtuositentum verhaßt. Die Konzertkompositionen als: Etüden von Henselt, Phantasieen von Thalberg, Liszt usw. sind mir ganz zuwider geworden . . . Alles das kann keinen dauernden Genuß schaffen.“

Ein ähnlicher Ton klingt auch aus dem Urteil über Henselt, der im September 1842 in Leipzig weilte und sie zwar wie ehemals durch sein imposantes, dabei weiches Spiel entzückte, aber doch etwas vermissen ließ: „So herrlich nun sein Spiel ist, so deutlich jeder Ton, so glaube ich doch, daß durch das viele mechanische Studium sein Anschlag an Zartheit verloren hat. So recht hingehaucht, poetisch scheint er nicht spielen zu können. . . . Er hat mich übrigens durch sein Spiel wieder, wie vor 6 Jahren, entmutigt, dann aber auch angefeuert. Ich bin jetzt unverzeihlich faul im Klavierspiel gewesen, doch ich will alles wieder gutmachen, soviel es mir möglich ist.“ Glauht man aus diesen Worten eine gewisse Zuversicht herauszuhören, daß sie trotz allen immer wiederkehrenden Klagen, infolge der geringen Übung alles zu verlernen, jetzt etwas Neues und Eigenes dagegen einzusetzen habe, so tritt die Verinnerlichung ihres künstlerischen Empfindens vielleicht noch stärker in einer Bemerkung

1840 – 1844.

über das Programm hervor, mit dem die von ihr als Mensch wie als Künstlerin gleich hoch gestellte Pauline Viardot im August 1843 vor das Leipziger Publikum trat, in dem Bedauern, daß „ein so durch und durch musikalisches Wesen, die gewiß den Sinn für wirklich gute Musik hat“, doch glaube, dem Geschmack des Publikums soviel Zugeständnisse machen zu müssen.

„Clara studiert“, schreibt Schumann im August 1841, „mit rechter Liebe viel Beethovensches (auch Schu- und Ehemännisches), hat mir viel beigestanden im Ordnen meiner Symphonie, liest nebenbei Goethes Leben, schneidet auch Bohnen, wenn's sein muß; die Musik geht ihr aber über alles, und das ist eine Freude für mich.“

Daß aber neben dem musikalischen auch der übrige geistige Horizont durch Anregung und Anleitung zu eigener Lektüre erweitert wurde, das wurde von ihr besonders in den Zeiten, wo ihre Gesundheit ihr die Ausübung der geliebten Kunst nicht gestattete, dankbar empfunden, um so mehr da sie sich im täglichen Verkehr mit der so vielseitig durchgebildeten Persönlichkeit Roberts des Mangels einer systematischen Geistesbildung drückend bewußt wurde. Lernte sie doch z. B. erst jetzt in einer Ausgabe, die Mendelssohn ihr schenkte, Goethes Hermann und Dorothea kennen!

Mit Robert wagte sie sich nun auch an Jean Paul, und mit ihm versenkte sie sich vor allem in Shakespeare, dessen Studium zeitweilig die tägliche Beschäftigung mit dem wohltemperierten Klavier ablöste*. „Die Studien von Bach“, schreibt Robert Ende Oktober 1840, „ruhen schon seit 14 Tagen; dafür les ich jetzt Shakespeare, um mir alles auf Musik Bezügliche anzuzeichnen, was mir dann Clara in ein schönes Buch schreibt.“ Plante er doch einen Aufsatz über Shakespeares Verhältnis zur Musik, „ein Thema, das Mendelssohn behandeln sollte, wenn er auch Schriftsteller wäre.“ „Es ist noch nichts Schöneres und Bedeutenderes über Musik gesagt worden als

* Clara am 6. Oktober: „Das erste Buch des wohltemperirten Klaviers haben wir vergangene Woche beendet, unser Studium um 2. Buch aber nicht fortgesetzt. Robert wolle eine Woche ruhen.“

von Shakespeare, und dies in einer Zeit, wo sie noch in der Wiege lag. Hier zeigt sich wieder einmal der Genius des Dichters, der über alle Zeiten hinausragt und sieht.“

Man versteht, wie unter dem verklärenden Schein solcher Gestirne, trotz mannigfacher körperlichen Leiden, die gerade das erste Jahr für die junge Frau mit sich brachte, trotz der Augenblicke der Verzagtheit und der Schwermut, die der Künstlerin in ihr die „Künstlerehe“ mit den Entsagungen, zu denen sie sie nötigte, bereitete, immer wieder ein ganz reines volles Glücksgefühl zum Durchbruch kommen mußte, das ihr bisher fremd, fast unverständlich gewesen war. „Wir genießen ein Glück, das ich früher nie gekannt“, schreibt sie im Februar 1841, – „ein sogenanntes häusliches Glück verspottete mein Vater allezeit. Wie bedauere ich die, die das nicht kennen! sie leben doch nur halb*!“ – denn bei diesem „häuslichen Glück“ war die landläufige Nebenvorstellung von Enge und Beschränktheit ausgeschlossen; es wurzelte in der Größe der beiden Naturen, die in jeder Umgebung ihr Bestes und Eigenstes zur Entfaltung brachten, jenem „erhabenen Sinn“, der ihnen eigen, der, mit Schiller zu reden, das Große in das Leben legt und nicht darin sucht.

In seinem „Projectenbuch“, in das Schumann seit dem Dezember 1840 Eintragungen verschiedenster Art, auf sein künstlerisches Schaffen und Streben bezüglich, zu machen pflegte, steht unter der Rubrik „Leipziger Componisten“, die Mendelssohn eröffnet, auch der Name Clara Schumann. Wer Schumann kennt, weiß, daß das keine mehr oder minder bewußte Courtoisie des Ehemanns war. Diese Einreihung beruhte auf einer rein sachlichen Würdigung ihrer Begabung, die er sicher nicht überschätzte, die er aber ebensowenig unterschätzt oder gar unterdrückt sehen wollte, die vielmehr zu pflegen

* Diese Worte sind im Tagebuch der Dank für die unten S. 28 abgedruckten Worte, die Robert nach Beendigung der Frühlings-symphonie an sie gerichtet hatte.

1840 – 1844.

er für seine Pflicht hielt, wenn er auch hier, ähnlich wie bei ihrem Spiel, eine gewisse Machtlosigkeit gegenüber den äußeren Verhältnissen resigniert immer wieder zugeben mußte: „Clara“, schreibt er im Februar 1843 (während ihres Besuches in Dresden), „hat eine Reihe von kleineren Stücken geschrieben, in der Erfindung so zart und musikalisch, wie es ihr früher noch nicht gelungen. Aber Kinder haben und einen immer phantasierenden Mann und komponieren, geht nicht zusammen. Es fehlt ihr die anhaltende Übung, und dies rührt mich oft, da so mancher innige Gedanke verloren geht, den sie nicht auszuführen vermag.“

Immer aber ging Anregung und Ermunterung von ihm aus, Anregung auch insofern, als er sie mit auf seine eigenen Pfade lockte. So war es von innen heraus eigentlich ganz selbstverständlich, daß am Weihnachtsabend des Jahres 1840, das er selbst als „mein Liederjahr“ bezeichnet hatte, auch Claras Gabe an ihn in drei Liedern bestand, die sie „in tiefster Bescheidenheit“ ihrem geliebten Robert widmete. „Am Strande“ von Burns („Traurig schau ich von der Klippe auf die Flut, die uns getrennt“), „Ihr Bildnis“ von Heine* („Ich stand in dunklen Träumen“) und „Volkslied“ von Heine („Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“).

In ihm aber erweckte dieser Liedergruß wieder den lebhaften Wunsch, mit ihr zusammen ein Liederheft herauszugeben. „Die Idee mit Clara ein Liederheft herauszugeben“, schreibt er Anfang Januar 1841, „hat mich zur Arbeit begeistert. Von Montag bis Montag sind so 9 Lieder aus dem Liebesfrühling von Rückert fertig geworden.“ Schwerer ward die Arbeit Clara, die acht Tage später in stiller Verzweiflung dem Tagebuche anvertraut: „Ich habe mich schon einige Male an die mir von Robert aufgezeichneten Gedichte von

* Später veröffentlicht in den „Sechs Liedern mit Begleitung des Pianoforte komponiert und ihrer Majestät der regierenden Königin von Dänemark Carolin, Amalie ehrfurchtsvoll zugeeignet von Clara Schumann“. Op. 13. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

Rückert gemacht, doch will es gar nicht gehen – ich habe gar kein Talent zur Komposition.“

Den Beweis dieser Talentlosigkeit lieferte sie dann in den – allerdings erst in der ersten Juniwoche komponierten – vier Liedern, die sie Robert am 8. Juni auf seinen Geburtstagstisch legte: „Warum willst Du andre fragen?“ „Er ist gekommen in Sturm und Regen.“ „Liebst Du um Schönheit, o nicht mich liebe,“ „Die gute Nacht, die ich Dir sage,“ von denen die drei ersten nicht nur in dem gemeinsamen Liederheft Aufnahme fanden, sondern auch einen Widerhall wecken sollten, der heute noch lebendig ist. Und wer es nicht wüßte, würde schwerlich in den leidenschaftlichen Sturmfanfaren des „Er ist gekommen“ trotz des Textes gerade die Frauenstimme heraushören. Eben deshalb aber gebührte der Dank für dieses Liederheft*, dessen erstes gedrucktes Exemplar Robert Clara am 13. September 1841 bescherte, beiden zu gleichen Teilen. Der Dank, den Rückert im Jahr darauf im Mai 1842 so wundervoll in die Worte faßte:*

Lang ist's lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang,
Aus Herzendrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.

Zwanzig Jahr
Wurden's, da hört ich hier und dar
Der Vogelschar
Einen, der klar
Piff einen Ton, der dorthier war.

* Zwölf Gedichte aus F. Rückerts Liebesfrühling für Gesang und Pianoforte von Robert und Clara Schumann. Op. 37/12. Zwei Hefte, Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

** „Friedrich Rückert an Robert und Clara Schumann in Leipzig dankend für ihre Tonsetzungen zu meinem Liebesfrühling.“ Datiert: Neuseß bei Coburg, im Juni 1842. „Am 15. Juni“, schreibt Robert im Tagebuch 1842, „hatten wir eine große Freude. Wir hatten Rückert unsere Lieder geschickt, der uns nun mit einem Meistergedicht antwortete.“

1840 – 1844.

Und nun gar
 Kommt im einundzwanzigsten Jahr
 Ein Vogelpaar,
 Macht erst mir klar,
 Daß nicht ein Ton verloren war.

Meine Lieder
 Singt ihr wieder,
 Mein Empfinden
 Klingt ihr wieder,
 Mein Gefühl
 Beschwingt ihr wieder,
 Meinen Frühling
 Bringt ihr wieder,
 Mich, wie schön,
 verjüngt ihr wieder:

Nehmt meinen Dank, wenn euch die Welt,
 Wie mir einst, ihren vorenthält!
 Und werdet ihr den Dank erlangen,
 So hab ich meinen mit empfangen.

Roberts Freude an ihrem Schaffen war aber wohl der Hauptsporn, in der Komposition von Liedern fortzufahren. Mit einziger Ausnahme einer aus Allegro und Scherzo bestehenden Sonatine*, ihrem Weihnachtsgeschenk 1841, besteht die Ernte der folgenden beiden Jahre nur aus Liedern. Der Sommer 1842 zeitigte den „Liebeszauber“ von Geibel („Die Liebe saß als Nachtigall im Rosenbusch und sang“) und Heines „Sie liebten sich beide, doch keiner wollt es dem andern gestehn“** zu Roberts Geburtstag; „das gelungenste, was sie bis jetzt überhaupt geschrieben hat“, bemerkte er dazu im Tagebuche; und der Sommer 1843 Heines „Loreley“, Rückerts „Ich hab in Deinem Auge den Strahl der ewigen Liebe gesehn“***, und „O weh, des Scheidens, das er tat.“

* Ungedruckt; ein Schlußsatz kam im Januar 1842 dazu, ist aber nicht mit dem Manuskript erhalten.

** Beide veröffentlicht in den „Sechs Liedern“, der Königin von Dänemark gewidmet.

*** In den „Sechs Liedern“.

Häusliche Pflichten und Vorbereitungen für die Petersburger Reise scheinen in der zweiten Hälfte des Jahres 1843 dann allerdings die Schaffenslust zu einem vorläufigen Abschluß gebracht zu haben, doch muß innerhalb dieses Zeitraumes auch noch die Komposition der beiden Geibelschen Lieder „Der Mond kommt still gegangen“ und „Die stille Lotosblume*“ fallen, obgleich das Tagebuch ihrer nicht erwähnt.

Auf den ersten Seiten ihres gemeinsamen Tagebuches spricht Clara sich einmal über ihre Auffassung des deutschen Liedes aus, veranlaßt durch den Gesang einiger Lieder ihres Mannes durch ihre Freundin Elise List, die sie aber darin nicht befriedigte; während sie kurz vorher durch den Vortrag einer Rossinischen Arie sie (zum erstenmal) hingerissen: „mir scheint zu deutschen Liedern fehlt ihr eine tiefere Regung, ein inniges Erfassen des Textes, ich kann mich darüber gar nicht so aussprechen, es ist etwas, das ich nicht zu benennen weiß. Es drängte sich mir dasselbe Gefühl einmal auf, als ich von Pauline Garcia das Gretchen von Schubert hörte, was sie mehr nach Effekt haschend vortrug, als mit dieser inneren Glut, wie diese Worte sowie Schuberts Musik so herrlich es aussprechen.“ Was hier andeutend über das Ideal des Vortrages deutscher Lieder gesagt ist, ist in der Auffassung des Wesens des deutschen Liedes, wie es von Schubert zuerst geschaffen, in Claras eigenen Liedern in der Tat geleistet. Es ist ein inniges sich Einfühlen in den Text, gepaart mit der Kraft alle in diesem Text noch eingeschlossenen, gewissermaßen unter der Oberfläche der Worte liegenden Stimmungs- und Empfindungskeime herauszuholen. Und dabei noch etwas Eigenes, das aber eigentlich ungewollt ist: der Widerschein, der Widerklang jenes „häuslichen Glücks“ im höchsten Sinn, in dem nach schweren Prüfungen eine glückliche Frau und Mutter den Boden gefunden, in dem ihre Künstlernatur

* Beide in den „Sechs Liedern“.

1840 – 1844.

Wurzel fassen muß, um zu eigentlicher großer Lebenskraft zu wachsen und zu erstarken.

Mitte Oktober 1840 schreibt Schumann einmal über Claras Spiel, sie habe mehrmals in der letzten Zeit gespielt, „daß ich über der Meisterin die Frau vergaß und sie sehr oft selbst vor anderen geradezu ins Gesicht loben mußte. So spielte sie vorigen Sonntag früh die C Dur-Sonate von Beethoven, wie ich es noch nicht gehört.“ „So viel ich über Clara zu sagen hätte“, fährt er fort, „so wenig sie über mich. Bei aller Anstrengung zum Arbeiten und Schaffen jetzt will mir nichts gelingen, was mich oft mit Schwermut erfüllt. Woher es kommt, weiß ich wohl. Ganz müßig bleib ich dennoch nicht und habe mich auf ein Gebiet gewagt, auf dem freilich nicht jeder erste Schritt gelingt.“

Da berührt es denn fast seltsam, wenn wir fast um dieselbe Zeit Clara im Tagebuch hell aufjubeln hören über die schier unerschöpfliche Schaffenskraft des Geliebten: „Robert“, heißt es in der ersten Novemberwoche, „komponiert fleißig Lieder und immer wieder neu; wo kommen sie denn noch her, die Funken!“ und 14 Tage später: „Robert hat wieder 3 herrliche Lieder komponiert. Die Texte sind von Justinus Kerner „Lust der Sturmnacht“ (Op. 35 Nr. 1) „Stirb Lieb und Freud“ (Op. 35 Nr. 2) und „Trost im Gesang“ (Op. 142 Nr. 1). Er faßt die Texte so schön auf, so tief ergreift er sie, wie ich es bei keinem andern Komponisten kenne, es hat keiner das Gemüt wie Er!“ So ist denn auch in den drei letzten Monaten des Jahres nicht nur die Kernersche* Liederreihe (Op. 35) entstanden sondern auch eine ganze Reihe anderer: im Oktober die drei zweistimmigen Lieder Op. 43** und das erste

* „Sehnsucht nach der Waldgegend“ (Op. 35 Nr. 5) war das Weihnachtsgeschenk, und in der ersten Januarwoche entstand das „Wanderlied“: „Wohlauf noch getrunken“ (Op. 35 Nr. 3). Schumann selbst gibt in der handschriftlichen Datierung in der Handausgabe seiner Kompositionen als Entstehungszeit 10.-24. November 1840 an.

** In der „dritten Woche“ (27. Sept.-4. Oktober schreibt Schumann: „Zwei

Heft der Romanzen und Balladen Op. 45 (Heines „Schatzgräber“, Eichendorffs „Frühlingsfahrt“, Heines „Abend am Strand“), im November aus dem 2. Hefte „Die Nonne“ von Fröhlich und wahrscheinlich auch das ganze dritte Heft. Außerdem im Januar, wie wir schon wissen, die 9 Lieder aus dem Rückertschen Liebesfrühling und vorher noch zwischendurch (2. November) die Komposition des Beckerschen Rheinliedes*.

Trotzdem ist jene trübe Stimmung, wie sie Schumanns eigene Worte aussprechen, wohl verständlich. Diese immer noch sprudelnde Melodienfülle des ausgehenden Liederjahres bedeutete für ihn eben nur ein Ausklingen von schwingenden Glocken. Was aber in ihm an neuem Leben arbeitete und zum Licht emporrang, das kündete sich in Schmerzen an.

Indes sollten noch drei Monate vergehen, ehe die Stunde der Erlösung schlug, wenige Tage, nachdem das letzte Lied aus dem Liebesfrühling seinen Ton gefunden und den andern nachgeflogen war.

Die neunzehnte Woche ihres gemeinsamen Tagebuches vom 17. – 23. Januar beginnt Clara mit den Worten: „Wider die Abrede ist es, daß ich diese Woche das Buch führe, doch wenn ein Mann eine Symphonie** komponiert, da kann man wohl nicht verlangen, daß er sich mit andern Dingen abgibt, – muß sich doch sogar die Frau hintenangesetzt sehen! Die Symphonie ist bald fertig; ich habe zwar noch gar nichts davon gehört, freue mich aber unendlich, daß sich Robert endlich auf das Feld begeben, wo er mit seiner großen Phantasie hingehört.“ Und am 25. Januar: „Heute; Montag, hat

kleine Duetten machte ich: „Wenn ich ein Vöglein wär“ und „Herbstlied“ von Mahlmann („Das Laub fällt von den Bäumen“); in derselben Zeit „brachte Clara ein Balladenheft (v. d. Löwenbraut (also Op. 31), das Gräfin Ernestine von Zedwitz geb. von Fricken gewidmet wurde) „ins Reine; wodurch sie mir viel saure Arbeit abnimmt.“

* Patriotisches Lied für eine Singstimme und Chor mit Begleitung des Pianoforte („Leipzig bei Friese) [ohne Opuszahl]; nach dem Tagebuch bis Dezember in etwa 1500 Exemplaren abgesetzt.

** Symphonie B-dur Op. 38.

1840 – 1844.

Robert seine Symphonie ziemlich vollendet; sie ist wohl meistens in der Nacht entstanden, – schon einige Nächte brachte mein armer Robert darüber schlaflos hin. Er nennt sie „Frühlingssymphonie“* Ein Frühlingsgedicht von ** war der erste Impuls zu dieser Schöpfung.“

Ein eigentümlicher Zufall wollte es übrigens, daß gerade in diesen selben Tagen auch langgehegte Hoffnungen anderer Art beiden zur Gewißheit wurden. „Ich bin ganz glücklich“, schreibt Clara und fährt dann fort: „Dienstag vollendete Robert seine Symphonie; also angefangen und vollendet in vier Tagen***. Hätte man nur gleich ein Orchester da! – Ich muß Dir, mein lieber Mann, gestehen, ich hätte Dir solch eine Gewandtheit nicht zugetraut – Du flößt mir immer neue Ehrfurcht ein!!! –“

Aber wenn auch gleich am 27. mit der Instrumentierung begonnen

* Dementsprechend waren ursprünglich für die vier Sätze die Überschriften: „Frühlingsbeginn“ (Andante), „Abend“ (Larghetto), „Frohe Gespielen“ (Scherzo), „Voller Frühling“ in Aussicht genommen.

** Der Name ist im Tagebuch nicht ausgefüllt, es war nach Jansen, „Davidsbündler“ S. 244 Adolph Böttger, der nach derselben Quelle als das anregende Gedicht das folgende bezeichnete:

Du Geist der Wolke, trüb und schwer,
Fliegst drohend über Land und Meer,
Dein grauer Schleier deckt im Nu
Des Himmels klares Auge zu,
Dein Nebel wallt herauf von fern,
Und Nacht verhüllt der Liebe Stern!
Du Geist der Wolke, trüb und feucht,
Was hast du all mein Glück verscheucht,
Was rufst du Tränen ins Gesicht
Und Schatten in der Seele Licht?
O wende, wende deinen Lauf, –
Im Tale blüht der Frühling auf!“

*** „Skizziert vom 23. bis 26. Januar 1841“ lautet Schumanns Vermerk in seinem Handexemplar.

wurde und es im „Sturmschritt“ weiter ging, bis sie einen Ton davon zu hören bekam, war noch eine ziemliche Geduldsprobe erforderlich. Sie hatte zwar am Ende der zwanzigsten Woche kategorisch erklärt: „Nächste Woche überlasse ich Dir nun das Tagebuch – jetzt verlange ich Ordnung ohne Mitleid.“ Aber sie mußte nicht nur die folgende, sondern auch die nächstfolgende sich „noch in Geduld üben.“

Erst am 14. Februar, einem Sonntag, ward das Harren belohnt, und nach Tisch im Beisein der Freunde Wenzel und Pfundt zum erstenmal die Frühlingssymphonie, „die einen wahrhaft frühlingwarm anweht“, gespielt. „Ich möchte mich wohl ein wenig . . . über die Symphonie aussprechen, doch ich würde nicht fertig, zu reden von den Knöspchen, dem Duft der Veilchen, den frischen grünen Blättern, den Vögeln in der Luft, was man alles in jugendlicher Kraft leben und weben sieht“, heißt es im Tagebuch. „Lache mich nicht aus, mein lieber Mann! Kann ich mich auch nicht poetisch ausdrücken, so ist doch der poetische Hauch dieses Werkes tief in mein Innerstes gedrungen.“

Wenn sie aber zum Schluß den Mann noch besonders ihrer „liebevollsten Gesinnungen“ versichert, „doch nicht etwa bloß Deiner Symphonie wegen, sondern auch des Herzens wegen, aus dem sie entsprungen“, so erntete sie den schönsten Lohn für ihr Entbehren in dem Dank, mit dem Robert nach fünfwöchentlichem Schweigen im Tagebuch zu der lieben Leserin zurückkehrt. Aus tiefen Abgründen von Schöpferwonnen und –Qualen auftauchend, schreibt er: „Die Symphonie hat mir viele glückliche Stunden bereitet; sie ist ziemlich fertig; ganz wird es so ein Werk erst, wenn man es gehört. Dankbar bin ich oft dem guten Geist, der mir so ein großes Werk so leicht, in so kurzer Zeit geraten läßt Nun aber, nach vielen schlaflosen Nächten kommt auch die Erschöpfung nach; mit geht es, wie es einer jungen Frau gehen mag, die eben entbunden worden ist – so leicht, glücklich und doch krank und wehe. Das weiß auch

1840 – 1844.

meine Clara und schmiegt sich nun doppelt zärtlich an mich, was ich ihr schon auch später vergelten will. Überhaupt könnte ich gar nicht fertig werden, wollte ich von allem Lieben erzählen, das mir Clara in dieser Zeit erwiesen, und mit so willigem Herzen. Unter Millionen hätte ich suchen können, die mir, wie sie, soviel Nachsicht, soviel Aufmerksamkeit schenkt.“

Im Sturmschritt ging es nun auch weiter. Am 20. Februar war die Instrumentierung der Symphonie beendet, am 28. März wurde sie zum erstenmal probiert, „und nahm sich zum Entzücken aller der Anwesenden herrlich aus . . . Mendelssohn war ganz erfreut und dirigierte mit größter Liebe und Aufmerksamkeit“, schreibt Clara im Tagebuch. Und drei Tage später, am 31. März, in einem von Clara Schumann* zum Besten des Orchester-Pensionsfonds gegebenen Konzert fand im Gewandhause die erste Aufführung statt.

„Am 31.“, berichtete Schumann selbst, „Konzert des Schumannschen Ehepaares. Glücklicher Abend, der mir unvergeßlich sein wird. Meine Clara spielte alles wie eine Meisterin und in erhöhter Stimmung, daß alle Welt entzückt war**. Auch in meinem Künstlerleben ist der Tag einer der wichtigsten. Das sah auch meine Frau ein

* Sie selbst spielte darin mit Mendelssohn zusammen dessen Duo für 4 Hände, außerdem Adagio und Rondo aus Chopins 2. Konzert (F-moll), Allegro von Schumann, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, ein Klavierstück von Scarlatti und Thalbergs Mosesphantasie. Außerdem sang Sophie Schloß zwei Lieder von Robert, Chamisso's „Löwenbraut“ und Rückerts „Du meine Seele, du mein Herz“ und von Clara „Am Strande“ von Burns.

** Clara selbst schreibt darüber an Emilie List: „Ich wurde empfangen mit einem so anhaltenden Enthusiasmus, daß ich blaß und rot wurde, es hörte nicht auf, selbst als ich schon am Klavier saß. (So hörte ich noch niemand empfangen, selbst Thalberg . . . nicht), daß dies mir Mut machte, kannst Du Dir denken, wie ich an allen Gliedern zitterte vor Angst; ich spielte wie ich mich selten erinnere gespielt zu haben. . . . Meines Mannes Symphonie errang sich einen Sieg über alle Kabbalen und Intrigen . . . nie hörte ich eine Symphonie mit solchem Beifall aufnehmen . . . Mendelssohn dirigierte sie und war überhaupt das ganze Konzert hindurch der entzückendste Mensch, die größte Freude strahlte aus seinen Augen. Die Lieder machten auch entschieden Glück, und das letzte mußte die Schloß wiederholen.“

und freute sich über den Erfolg der Symphonie fast mehr als über sich selbst. So denn mit Gott auf dieser Bahn weiter. Es sieht ja jetzt so heiter in meinem Gemüte, daß ich noch manches an den Tag zu fördern gedenke, das die Herzen erfreuen soll.“

Wenige Tage zuvor hatte er geschrieben: „Meine nächste Symphonie soll „Clara“ heißen, und ich will sie darin abmalen mit Flöten, Hoboen und Harfen.“

Diese „nächste“ folgte nun zwar jener ersten sehr schnell, aber doch nicht auf dem Fuße. An die Frühlingssymphonie reihte sich vielmehr zunächst die „Ouvvertüre, Scherzo und Finale für Orchester“ (Op. 52.)

„Robert“, schreibt Clara Mitte April, „hat zu meiner großen Freude eine zarte durchaus heitere (seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) sirenenartige Ouvvertüre beendet und sitzt nun über dem Instrumentieren, was er mit einer wahren Passion treibt. Ich freue mich so recht innerlich darüber und wünschte nichts, als ich könnte ihm nur ein kleines Teilchen soviel Freude machen als er mir.“ Nach einigen Betrachtungen darüber, daß auch der schaffende Künstler die Anerkennung von außen nicht ganz entbehren könne, fährt sie fort: „Die Symphonie wird mit Freude von jedem, der sie gehört, erwähnt, und das tut mir immer ganz wunderbar wohl“ und schließt: „Ich habe ein bißchen nach meiner Weise geschwatzt –

* Nach der Eintragung in das Handexemplar: „Ouvvertüre skizziert d. 12. u. 13. April, instrumentiert d. 14.-17. Scherzo und letzter Satz skizziert 19.-22. instrumentiert v. 25. April-8. Mai.“ Ursprünglich scheinen auch, wie aus einer Äußerung Schumanns im Tagebuch hervorgeht, Ouvvertüre einerseits und Scherzo und Finale andererseits als je zwei getrennte Kompositionen gedacht gewesen zu sein: „Die Ouvvertüre in F-Dur in vier Tagen instrumentiert, ein Scherzo und ein Finale für Orchester in 4 Tagen fertig skizziert.“ Anfang Mai spricht Clara von dem „zweiten großen Orchesterwerke – wir wissen es noch nicht zu benennen –, es besteht aus Ouvvertüre, Scherzo und Finale.“ Kurz darauf Schumann: „Die Symphonette ist fertig instrumentiert“. Als „Ouvvertüre, Scherzo und Finale für Orchester“ zum erstenmal aufgeführt im Gewandhaus in Claras Konzert am 6. Dezember 1842 (zusammen mit der zweiten Symphonie).

1840 – 1844.

dies hast du, mein lieber Mann, mir schon so oft mit einem milden Lächeln verziehen – warum nicht auch diesmal!“ Von der gehobenen, schaffensfreudigen Stimmung des Meisters zeugt aber ferner die ebenfalls in der ersten Aprilwoche auftauchende Idee zu einer Symphonie für die Enthüllung des Jean Paul-Denkmal – am 15. November – und mehr noch die unmittelbar an die „Symphonette“ sich anschließende Arbeit an einer „Phantasie für Klavier und Orchester“, die Clara bereits Anfang Mai erwähnt. Es war das der erste Satz des nachmaligen Konzertes in A-moll, Op. 54, der als Stück für sich „als Phantasie in A-moll“ auch im Laufe des Sommers vollendet wurde.*

Zunächst aber mußte sie zurücktreten hinter der in den letzten Mai- und ersten Junitagen mit Macht durchbrechenden zweiten Symphonie**.

Am 29., nach einem in Connewitz und Knauthain – Roberts altbeliebtem Ausflugsort – in schönstem Behagen fröhlich verbrachten Tag, an dem sie abends „wohlgemut und zufrieden mit uns und dem Himmel“ heimgewandert waren, begann am Sonnabend vor Pfingsten, am 30. Mai, die gestaltende Arbeit.

„Die Feiertage“, schreibt Clara am 31., „sind herrlich. Roberts

* Clara spielte diese „Phantasie“ zum erstenmal probeweise am 13. August 1841 im Gewandhaus, gelegentlich einer Probe der B-dur Symphonie mit den neuen, für den Druck vorgenommenen, Änderungen. „Die Phantasie in A-moll“, schreibt sie, „spielte ich auch; leider nur hat der Spieler selbst im Saale wenig Genuß (einem leeren Saale nämlich), er hört weder sich noch das Orchester. Ich spielte sie aber zweimal und fand sie herrlich! Fein einstudiert, muß sie den schönsten Genuß dem Zuhörer bereiten. Das Klavier ist auf das feinste mit dem Orchester verwebt – man kann sich das eine nicht denken ohne das andere.“

** Symphonie in D-moll Op. 120. Nach Schumanns Eintragung: „Skizziert Leipzig im Juni 1841. Neu instrumentiert, Düsseldorf 1851. Erste Aufführung in der ersten Bearbeitung in Leipzig unter Davids Leitung im Gewandhaus 6. Dez. 1841.“

Geist ist gegenwärtig in größter Tätigkeit; er hat gestern eine Symphonie wieder begonnen, welche aus einem Satze bestehen, jedoch Adagio und Finale enthalten soll. Noch hörte ich nichts davon, doch sehe ich aus Roberts Treiben, und höre manchmal das D-moll wild aus der Ferne her tönen, daß ich schon im voraus weiß, es ist dies wieder ein Werk aus tiefster Seele geschaffen. Der Himmel meint es doch gar gut mit uns – seliger kann Robert im Schaffen nicht sein, als ich es bin, wenn er mir ein solches Werk dann zeigt. Glaubst du mir das, mein Robert? ich dünkte, du könntest's.“

Und wenige Tage später: „Robert komponiert immerfort, hat drei Sätze bereits beendet, und ich hoffe, es wird bis zu seinem Geburtstag fertig. Er kann mit Lust auf das vergangene Jahr und sich zurückblicken, meine ich! man sieht, daß sich die Ehe doch nicht nachteilig gezeigt hat – man sagt so oft, sie töte den Geist, benehme ihm die jugendliche Frische! Mein Robert liefert doch gewiß den klarsten Gegenbeweis!“

So schnell, wie sie hoffte, rückte freilich das Werk nicht vor, da „andere Arbeiten“, wohl für die Zeitung, sich dazwischen schoben und eine im Juli nach Dresden unternommene Reise neue Unterbrechung brachte. Und so konnte es kommen, daß ein anderer Klang eher den Beweis des ehelichen Glücks lieferte, der Ton einer kleinen Menschenstimme, die am 1. September an den vier Wänden den Schumannhauses ein Echo wachrief.

Nach stundenlanger Sorge kam „10 Minuten vor 11 Uhr vormittags“ das erste Kind dieser Ehe, ein Mädchen, zur Welt, „unter Blitz und Donner, da gerade ein Gewitter am Himmel stand. Die ersten Laute aber – und das Leben stand wieder hell und liebend vor uns – wir waren ganz selig vor Glück. Wie bin ich doch stolz, eine Frau zu haben, die mir außer ihrer Liebe, ihrer Kunst auch solch ein Geschenk gemacht“, schreibt der glückliche Vater, indem er „das erste Ehrenmitglied unseres Bundes“, in dem er

1840 – 1844.

die Züge der Mutter wiedererkennt, auf den Blättern des Tagebuches willkommen heißt.

Und als am 13. September, Claras Geburtstag, die kleine Marie getauft* wurde, konnte er die geliebte Frau nicht nur mit den ersten gedruckten Stimmen der ersten Symphonie und ihrem gemeinsamen Liederheft, sondern auch mit der D-moll-Symphonie, „die ich im stillen fertig gemacht“, überraschen. „Was konnte ich ihr auch sonst bieten außer meinem Streben in der Kunst und wie nimmt sie so liebevoll Teilnahme daran“, bekennt er im Tagebuch und fährt fort: „eines beglückt mich, das Bewußtsein, noch lange nicht am Ziel zu sein und immer noch Besseres leisten zu müssen, und dann das Gefühl der Kraft, daß ich es erreichen kann. So denn mit Mut, meine Clara, an meiner Seite immer vorwärts“ So klang das erste Jahr in dieser Künstlerehe aus.

Dies Gefühl von Schaffenskraft war es auch, das ihn in den folgenden Monaten, außer der Freude an Weib und Kind, in welcher letzterem er natürlich auch schon musikalischen Sinn entdeckte – „wenn Sie mal unruhig ist, spielt ihr Clara vor, was sie gleich besänftigt und einschläfert“ – über wachsende Sorgen und Verstimmungen hinwegtrug, die sich aus seinen immer weniger ihm zusagenden literarischen und künstlerischen Verhältnissen ergaben. Opernpläne begannen ihn schon im August zu beschäftigen – er dachte an Calderons „Brücke von Mantible“ und den „wundertätigen Magus“, und in dieselbe Zeit fällt die erste Beschäftigung mit dem Peri-Stoff. „Jetzt hat mich“, schreibt er Anfang August, „T. Moores „Paradies und die Peri“ ganz glücklich gemacht – es läßt sich vielleicht etwas Schönes daraus machen für Musik.“

Doch blieb es für den Rest des Jahres bei Anläufen. Eine „kleine Symphonie in C-moll“, die er Ende Oktober „ziemlich fertig

* Pate waren Schumanns Bruder Carl, Claras Mutter, Mendelssohn und Madame Devrient (Schumanns ehemalige Wirtin).

im Kopfe“ hatte, und ward freilich am 10. November in der Skizze fertig, blieb dann aber liegen. Ein in derselben Zeit unternommener erster Versuch in Gesangskomposition mit Orchester: „Heines Tragödie“ für Chor und Orchester ward zwar am 8. November äußerlich vollendet, dann aber mit dem Vermerk „noch nicht fertig“ zurückgelegt.* Ein „Wiegenlied“**, am Weihnachtsnachmittag komponiert, war der bescheidene und doch stimmungsvolle Abschluß dieses alle Höhen und Tiefen des menschlichen und künstlerischen Daseins ihnen beiden erschließenden Jahres.

Aber auch an lauten und leisen Dissonanzen hatte es gerade in diesen letzten Monaten nicht gefehlt, die ebenso wie die Ereignisse in der ersten Hälfte des folgenden Jahres für eine Zeitlang die schöpferische Arbeit mehr und mehr zurückdrängten.

Eine kleine Enttäuschung bereitete zunächst die erste Aufführung der zweiten Symphonie, die gleichzeitig mit der der „Ouvvertüre, Scherzo und Finale“ in einem von Clara am 6. Dezember 1842 im Gewandhaus unter Mitwirkung von Liszt gegebenen Konzert stattfand, und in dem die beiden Schumannschen Kompositionen entschieden durch die das Publikum vollkommen gefangennehmende Teilnahme für Liszt nicht zu ihrem Rechte kamen; auch sonst leuchtete diesem Abend kein guter Stern. Clara spielte mit Liszt zusammen dessen Duo „Hexameron“, – „Dies ist ein furchtbar brillantes Stück“, schrieb Clara nach der Probe – außerdem u. a. seine Phantasie über Themen aus Lucia di Lammermoor. Zum Gesangsvortrag kamen Schumanns „Die beiden Grenadiere“ und Herweghs Rheinweinlied für Männerchor von Liszt.

Über die Wirkung des Duo berichtet die Neue Zeitschr. f. Musik***

* Diese handschriftlich im Nachlaß befindliche Komposition liegt der spätem Bearbeitung für eine Singstimme mit Pianoforte in den „Romanzen und Balladen“ Heft IV (Op. 64) zugrunde.

** Nachmals in den „Albumblättern“ (Op. 124) als „Schlummerlied“ veröffentlicht.

*** 1841, 21. Dezember Nr. 50.

1840 – 1844.

„Einen in der Tat beispiellosen Jubel aber rief das Duo für zwei Pianoforte hervor; alle gewohnten Schranken des Beifalls waren durchbrochen und hatten einem Taumel, einem Fanatismus Platz gemacht.“ Clara aber schreibt: „Es machte Furore, und wir mußten einen Teil davon wiederholen. Ich war nicht zufrieden, sogar sehr unglücklich diesen Abend und die folgenden Tage, weil Robert von meinem Spiel nicht befriedigt war, auch ärgerte ich mich, daß Roberts Symphonien nicht besonders ausgeführt wurden, und hatten sich diesen Abend überhaupt manche kleine Fatalitäten ereignet mit Wagen, vergessenen Noten, wackligem Stuhl beim Spiel, Unruhe vor Liszt usw. usw. Es vereinigte sich zuviel des Guten – Liszt, ein ungeheuer voller Saal (900 Menschen) – als daß nicht etwas Unangenehmes mein Vergnügen darüber hätte stören sollen.“

Es kam dazu, daß beide, so sehr sie wieder selbst den Zauber der Lisztschen Persönlichkeit empfanden und das „verzogene Kind“ wirklich lieb gewannen, doch weder mit seinem Anhang noch überhaupt seinem Verkehr in der Gesellschaft sich befreunden konnten. Die Hauptsache aber war die ihnen beiden, vor allen Dingen Clara, zum Bewußtsein kommende Verschiedenheit ihrer Kunstauffassung im höchsten Sinn. Als Virtuose versetzte er sie, wenigstens Clara, zwar nach wie vor, besonders in seinem ersten, am 13. Dezember gegebenen Konzerte, in das höchste Erstaunen –, „sein Vortrag des Champagnerliedes (in der Don Juan-Phantasie) wird mir unvergeßlich bleiben“, schreibt Clara, „dieser Übermut, diese Lust, mit der er das spielte, war einzig! man sah den Don Juan vor den springenden Champagnerstöpseln in seiner ganzen Ausgelassenheit, wie ihn sich Mozart nur irgend kann gedacht haben.“ – aber seinen Kompositionen gegenüber war die Gegnerschaft auch bei ihr um so entschiedener: „ich kann sie nicht anders als schauerhaft nennen – ein Chaos von Dissonanzen, die grellsten, ein immerwährendes Gemurmel im tiefsten Baß und höchsten Diskant zusammen, langweilige Introduktionen usw., als Komponist könnte ich ihn beinahe hassen.“

Gleichwohl wäre wohl Schumanns Schöpferlust dieser und anderer Dämonen des Mißvergnügens im neuen Jahre Herr geworden, denn schon Anfang Januar 1842 verzeichnet das Tagebuch „Arbeiten am Text der Peri“, wenn nicht das äußere Leben zu einer Unterbrechung der schöpferischen Tätigkeit gezwungen hätte.

Bei den Plänen für die Zukunft hatten vor der Verheiratung, wie wir wissen, Konzertreisen Clara in Begleitung ihres Mannes immer eine Rolle gespielt, sowohl als selbstverständliche Betätigung ihrer künstlerischen Persönlichkeit wie als Einnahmequelle zur Ansammlung eines die sorgenlose Zukunft sichernden Vermögens. Und zwar war ganz bestimmt schon für Anfang 1841 die russische Reise in Aussicht genommen. Doch hatten, sehr zu Schumanns Freude, der „mit Schrecken“ daran dachte, „aus unserm kleinen warmen Nest heraus“ zu müssen, die kriegerischen Verwicklungen im Orient sie bald genötigt, für das erste Jahr den Plan fallen zu lassen. Weniger in Claras Sinn: „Adieu, Virtuosin!“, schreibt sie im Oktober 1840 unter dem Eindruck des Scheiterns der Petersburger Reise: „Könnte ich doch nur Robert bewegen, mit mir nach Holland und Belgien zu reisen, damit ich doch nächsten Winter benutze – es ist mir schrecklich, ihm gar nichts mit meinem Talente nützen zu können, jetzt wo ich die besten Kräfte dazu habe . . . Überlege es Dir doch, mein lieber Mann! Laß uns nur ein paar Winter noch benutzen – ich bin es ja auch meinem Rufe schuldig, daß ich mich jetzt noch nicht ganz zurückziehe. Es ist ein Pflichtgefühl gegen Dich und mich, das in mir spricht.“

Ihr körperlicher Zustand sowie ihres Mannes schöpferische Tätigkeit ließen zunächst auch diese Pläne ganz zurücktreten und sie schließlich auch nicht ungerne verzichten. Um so schmerzlicher aber empfand sie es, als gelegentlich eines Besuchs von Lwoff, der aufs neue für eine Petersburger Reise ihnen seine Protektion zusicherte, sie sich überzeugen mußte, daß auch für den folgenden Winter dieser

1840 – 1844.

Plan nicht ausführbar sei, weil Liszt hinkomme, „und mit diesem muß man nicht rivalisieren wollen. Wen er nicht durch seine Kunst entzückt, den bezaubert er durch seine Persönlichkeit – gewöhnlich findet aber beides statt. Das war schon längst mein Bedenken, denn, wenn ich auch wirklich durch meine Kunst befriedigte, so fehlt meiner Persönlichkeit alles, was dazu gehört, Glück in der Welt zu machen.“ „Petersburg“, schließt sie, „schlag ich mir nun für nächsten Winter aus dem Sinn, – Kampf kostet es mich . . . jeder fragt, ob ich nicht reise – ich komme ganz in Vergessenheit, und in einigen Jahren, wenn wir vielleicht eine Reise machen wollen, wer weiß, was da Anderes in der Kunst die Leute beschäftigt.“

Angesichts dieser nie ganz verstummenden Klage und Sorge und der nie ganz ruhenden Sehnsucht nach Tätigkeit, in der und durch die sie doch erst eine Persönlichkeit geworden war, und der wieder so begreiflichen geheimen Scheu Roberts vor derartigen Wanderzügen, war es wirklich eine besonders glückliche Fügung, daß schließlich gerade Schumanns schöpferische Tätigkeit den Anlaß geben sollte, für eine Zeitlang wenigstens ihren Drang in die Ferne auch aus seinen Gedankengängen und besonderen künstlerischen Interessen heraus nicht nur begreiflich sondern auch willkommen und erfreulich erscheinen zu lassen.

Am 31. März 1841 war Clara zum erstenmal wieder seit ihrer Verheiratung als Künstlerin vor der Öffentlichkeit erschienen und von dem Leipziger Publikum, wie wir wissen, mit einem Jubel ohnegleichen begrüßt worden, und an demselben Tage hatte Robert Schumann mit seiner ersten Symphonie den ersten Sieg als Schöpfer eines großen Orchesterwerkes errungen.

Die Kunde von beiden Ereignissen verbreitete sich also gleichzeitig in den musikalischen Kreisen. Und so war es nur zu begreiflich, daß das Verlangen, Clara einmal wieder spielen zu hören, zusammenfiel mit dem täglich wachsenden Interesse an der neuen Entwicklungsphase Robert Schumanns, der, nachdem er kurz zuvor erst als „der

neue Herold eines neuen deutschen Gesanges*“ erschienen, nun als Orchesterkomponist neue Überraschungen bereitete, und mit dem Interesse der Wunsch, diese neue Kunst kennen zu lernen. Was war daher natürlicher, als beide Künstler zugleich einzuladen und dem Konzerte der Frau durch gleichzeitige Aufführung der Werke des Mannes den Charakter eines Schumann-Abends im doppelten Sinne zu geben.

Der erste Ruf der Art war von Weimar aus, schon bald nach ihrem Wochenbette, ergangen, und beide waren dieser Einladung Mitte November gefolgt. So fügte es also ein seltsamer Zufall, daß dieselbe Stätte, wo ein Jahr zuvor Clara Wieck ihre letzte Kunstreise beendet, die erste Station der Kunstreisen Clara Schumanns werden wollte. Sie spielte am 21. November in einem Konzert zum Besten des Hofkapellmusikerpensionsfonds, in dessen zweitem Teil Roberts erste Symphonie aufgeführt wurde, und am 25. bei der Großherzogin im Schloß, wobei auch eine Reihe Schumannscher Lieder gesungen wurde und, wie die Symphonie, Freude und Beifall erregte. Schumann selbst äußerte sich nicht nur über die Aufführung unter Chelards Leitung, – trotzdem er bemerkt: „Ch. scheint kein Dirigent für eine deutsche Kapelle“, „da heißt es, grob sein und etwas gelernt haben“ – sondern auch über die übrigen Eindrücke dieser ersten gemeinsamen Künstlerfahrt durchaus befriedigt. Nicht wenig hatte dazu allerdings beigetragen das Zusammensein mit Liszt, der, während ihrer Anwesenheit dort angekommen, sie noch einen Tag länger dort festgehalten und bei dieser Gelegenheit seine Teilnahme an Claras Konzert in Leipzig am 6. Dezember zugesagt hatte.

Mit diesem Heraustreten in die größere Öffentlichkeit aber schien auch dem bisherigen beschaulichen Stilleben des Künstlerhauses mit einem Schlage ein Ende gemacht zu sein. Nicht nur, daß Liszts Anwesenheit in Leipzig der jungen Hausfrau zum erstenmal Ge-

* Blätter für Musik und Literatur 1841 Nr. 23 (Juni).

1840 – 1844.

legenheit gegeben hatte, ihre Kunst auch auf diesem Gebiete zu zeigen, indem zu Liszts Ehren ein größeres Diner gegeben wurde, an dem u. a. Liszts damaliger Begleiter, Fürst Lichnowsky, von Schumann als ein „vornehmer Abenteurer“, von andern als ein „kapriziöses Frauenzimmerchen, das mit allen Tugenden und Untugenden eines solchen behaftet ist“, bezeichnet, teilnahm, sondern auch die Konzertpflichten traten plötzlich ungleich mehr in den Vordergrund.

Daß sie, erwiesene Freundlichkeit vergeltend, am 13. Dezember in Liszts eigenem Konzert mitwirkte, war selbstverständlich, und da es sich um die Wiederholung des mit solchem Beifall aufgenommenen Lisztschen Bravourstückes handelte, auch keine besondere Anstrengung. Wohl aber stellte die am 28. Dezember von David an sie gerichtete Bitte, am 1. Januar im Gewandhaus mitzuspielen, eine große Zumutung dar, da nicht nur das Klavier „drei Wochen geruht hatte“, sondern es sich auch noch um die Einstudierung von Mendelssohns G-moll-Konzert handelte. Und nicht genug damit, 10 Tage später erschien sie wieder im Gewandhause als Mitwirkende an dem Quartettabend, zunächst für den Klavierpart in Mozarts G-moll-Quartett, dann aber mit dem selbständigen Vortrag von Beethovens F-moll-Sonate (Op. 57).

Mit dem Beifall des Publikums konnte sie zufrieden sein, – er war freundlicher denn je, – sie selbst aber glaubte das Gefühl jener unbedingten technischen Sicherheit zu vermissen, das ihr früher die regelmäßige Übung gewährt hatte. Und mehr und mehr überzeugte sie sich von der absoluten Notwendigkeit, jetzt, wo die körperlichen Leiden kein Hindernis mehr bildeten, ihre ganze Kraft wieder für ihre Kunst einzusetzen und vor allem auch in der Öffentlichkeit ihren Namen und Platz zu behaupten, so schwer ihr auch der Gedanke an die dabei unvermeidliche Trennung von ihrem Kinde werden mochte. Tauchte doch gerade jetzt der Name eines neuen musikalischen Wunders auf, eines phänomenalen Klavierspielers, dessen Ruhm von Wien aus verbreitet wurde. „In Wien soll jetzt“,

schreibt sie Ende Januar 1841 an Emilie List, „ein 11jähriger Knabe sein, der soll das größte Genie sein, was seit langer Zeit geboren ist, und das wissen wir von einem, der sonst sehr schwer zu befriedigen ist. Der Knabe heißt Rubinstein und ist Klavierspieler, soll ein tiefes Gemüt und in manchem Einzelnen eine vollendete Technik haben . . . Ich möchte den Knaben wohl kennen – ein Phänomen soll es sein.“

Dienten solche Erzählungen und eigene Erfahrungen dazu, ihr immer wieder die herbe Wahrheit des Klingenspruches: „Rast ich, so rost ich“ fast körperlich fühlbar zu machen, so mußte sie mit um so größerer Freude die um diese Zeit aus Bremen und Hamburg an Schumann ergehende Einladung, seine Symphonie dort aufzuführen, begrüßen, denn ebensowohl war diese Einladung an sie gerichtet, nicht als die Frau des Komponisten, sondern die Künstlerin, die man nach zweijähriger Pause wieder zu hören Verlangen trug.

Mitte Februar ward die Reise angetreten, Schumann hatte sich für fünf Wochen von der Redaktionstätigkeit frei zu machen gewußt. Der Weg führte sie über Braunschweig zunächst nach Bremen, wo am 23. Februar im „zehnten Privatkonzert“ die Symphonie zum erstenmal aufgeführt wurde, und Clara, die auch in diesem Konzert mitgewirkt, am 28. noch eine besondere „musikalische Soiree gab“, in der u. a. von einer Sängerin Lieder aus dem Liebesfrühling vortragen wurden. „Die Symphonie (unter Riems Leitung) ging besser, als ich nach einer Probe gedacht“, schreibt Schumann, „mit dem Beifall sind die Bremer karg . . . Clara auf dem tonarmen Flügel nach Kräften schön,“ und von der Soiree: „Mein armes Clärchen kam nicht vom Flügel weg. Nach der Fuge von Mendelssohn in E-dur war ich so zerstreut, daß ich stark mit applaudierte, so schön hatte Clara gespielt.“

Hatten sich, trotz der Lauheit des Publikums, die Reisenden es in Bremen im Kreise guter Bekannten ganz wohl sein lassen, so

1840 – 1844.

hatte doch schon ein kleiner Zwischenfall bei einem nach Oldenburg unternommenen Abstecher, wo Clara am 25. ein Konzert gab, einen peinlichen Mißklang geweckt: eine Einladung zu Hofe erfolge an Clara allein, was Schumann mit vollem Recht als eine grobe Ungehörigkeit empfand. Da Clara schließlich doch hinging und auch ganz befriedigt zurückkam, so blieb ein Stachel zurück; „Der Gedanke meiner unwürdigen Stellung in solchen Fällen ließ aber keine Freude in mir aufkommen“, schreibt Schumann. Es scheint auch, als ob diese Erfahrung von vornherein einen Schatten auf den Aufenthalt in Hamburg, das Clara ja schon so lange dem Geliebten zu zeigen sich sehnte, geworfen hätte, obgleich Grund, als Leiter der philharmonischen Konzerte, auf Schumann als Mensch und Künstler einen sehr günstigen Eindruck machte. Über die Aufführung selbst, die am 5. März stattfand, bemerkt Schumann ziemlich lakonisch im Tagebuch: „Die Symphonie fing an und wurde sehr gut gegeben. Clara spielte erst mit großer Sorgfalt (das Konzertstück von Weber), die andern Stücke aber (Präludium und Fuge von Bach, Lied ohne Worte von Mendelssohn, Liszts Reminiszenz aus Lucia di Lammermoor), die das Instrument gar nicht hergeben wollte, mit Unlust. Das Publikum war verbindlich und sehr aufmerksam.“

Auch der freundschaftlich herzliche Verkehr mit Claras alten Freunden, vor allen Avé und Harriet Parish, die in Aufmerksamkeit wetteiferten, vermochte nur zeitweilig den Horizont etwas aufzuhellen. Die Hauptursache aber war demungeachtet nicht die Verstimmung über Vergangenes sondern über Kommendes, was sich in diesen Tagen unter innern Kämpfen entschied: der Entschluß, Clara allein die Reise nach Kopenhagen fortsetzen zu lassen und selbst nach Hause zurückzukehren. Eine Konzertreise nach Kopenhagen war ja schon vor zwei Jahren beabsichtigt gewesen und erst im letzten Augenblick aufgegeben worden. Auch seitdem war, durch wiederholte Aufforderungen von dort wachgehalten, der Plan mit andern immer wieder aufgetaucht. Es war also an und für sich

sehr begreiflich, daß in Hamburg, so nahe am Ziel, unter dem Zureden der Hamburger Freunde, der Wunsch, endlich einmal die Idee auszuführen, in Clara mehr und mehr zu einer Macht wurde, zumal ihr ein instinktives Gefühl sagen mochte, daß, wenn es ihr unter verhältnismäßig so günstigen Umständen nicht gelänge, ihre künstlerische Bewegungsfreiheit auch in der Tat durchzusetzen, jeder spätere Versuch auf noch unüberwindlichere Verhältnisse stoßen werde. Und die Hindernisse waren auch hier schon groß genug.

Sie selbst schreibt über die innern und äußern Beweggründe, die sie dazu bestimmten, nach der Rückkehr an Emilie List (am 30. Mai 1842): . . . „Ja wirklich ging ich allein nach Kopenhagen (d. h. ohne Robert, aber doch mit einer Dame aus Bremen), trennte mich von ihm, doch dies soll nie mehr geschehen, so Gott will. Ich will Dir die ganze Sache erklären, damit Du unsern Schritt begreifst.“ Nachdem sie dann kurz geschildert, wie sie nach Hamburg gekommen, fährt sie fort: „In Hamburg aber redete man uns außerordentlich zu, Kopenhagen zu besuchen, auch bekamen wir von daher verschiedene Aufforderungen, so daß wir uns entschlossen und zusagten, zugleich den Auftrag gaben, mein Konzert vorzubereiten.

Als nun aber die Zeit herankam, so sah Robert immer mehr die Unmöglichkeit ein, seine Zeitung noch vielleicht zwei Monate in fremden Händen zu lassen; die drei Wochen, auf die er sich eingerichtet, waren vorüber, und somit beschlossen wir, die Reise aufzugeben; ich aber überlegte mir die Sache! ich bin eine Frau, versäume zu Hause nichts, verdiene nichts, warum sollte ich nicht meinem Robert auch einmal mit meinem Talente ein kleines Scherflein spenden? konnte mir das irgend jemand verdenken? und meinem Mann, daß er zu Haus zur Kleinen und zu seinen Geschäften ging? Ich schlug meinen Plan Robert vor, vor dem er zwar erschrak, endlich jedoch einwilligte, da ich ihm die Sache so vernünftig als möglich vorstellte. Es war gewiß für eine Frau, die so ihren Mann liebt wie ich, ein großer Schritt, doch, ich

1840 – 1844.

tat es aus Liebe zu ihm, und dann ist mir kein Opfer zu groß und schwer. Dazu kam nun noch, daß ich ein liebes Mädchen fand, die mit der größten Freude sich erbot, mich zu begleiten; ein Mädchen aus einer der geachtetsten Familien in Bremen, und eine Umgebung, in der mich mein Mann gut aufgehoben wußte. Wir reisten an einem Tag von Hamburg ab, Robert nach Leipzig, ich über Kiel nach Kopenhagen – nie will ich diesen Trennungstag vergessen!“ –

Sicher deckt dieses Schreiben einen Teil der Gründe auf, die, wenn die Reise nach Kopenhagen ausgeführt werden sollte, eine zeitweilige Trennung des Ehepaares bedingten. Wie es aber sichtlich bestimmt war, nach außen zu wirken und allerlei Gerede, das in nahem und fernem Freundeskreise über Claras Reise entstanden war, die Spitze abzubrechen, so sind die tieferliegenden Ursachen für Schumanns Zurückbleiben, die teils in der Oldenburger Erfahrung, teils aber in den Gesetzen seiner künstlerischen Eigenart zu suchen sind, damit noch nicht berührt. Sie kommen vielmehr, diese Darstellung ergänzend, erst zur Aussprache in dem, was Schumann während Claras Abwesenheit am 14. März darüber seinem Tagebuche anvertraut:

„Die Trennung hat mir meine sonderbare, schwierige Stellung wieder recht fühlbar gemacht. Soll ich denn mein Talent vernachlässigen, um Dir als Begleiter auf der Reise zu dienen? Hast Du, sollst Du deshalb Dein Talent ungenützt lassen, weil ich nun einmal an Zeitung und Klavier gefesselt bin? Jetzt, wo Du jung und bei Kräften bist? Wir haben den Ausweg getroffen. Du nimmst Dir eine Begleiterin, ich kehre zum Kind zurück und zu meiner Arbeit. Aber was wird die Welt sagen? So quäle ich mich mit Gedanken. Ja, es ist durchaus nötig, daß wir Mittel finden, unser beider Talente nebeneinander zu nützen und zu bilden.“

Seltsam genug erscheint freilich, wenn man vor allen Dingen gerade seine Persönlichkeit und Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse sich vergegenwärtigt, der Ausweg, auf den er jetzt verfällt: der Plan einer gemeinsamen Reise nach Amerika. Sie war übrigens schon

auf der Reise nach Bremen, „das mit Amerika wie verschwistert ist“, aufgetaucht und seitdem von beiden mündlich und brieflich allen Ernstes erörtert und erwogen: natürlich war es der Gedanke des schnellen großen Erwerbes, der lockte: „Wir könnten wohl auch in Deutschland wirken. Aber was kommt heraus? Was Clara erwirbt, verliere ich an Verdienst und Zeit. So wollen wir lieber zwei Jahre an einen großen Plan unsres Lebens setzen, der uns, wenn er glücklich ausschlägt, für das ganze Leben sichert. Und dann kann ich mich ja ganz meiner Kunst ergeben, wie es mein sehnlichster, alleiniger Wunsch ist.“

Wenn auch diese letzten Bemerkungen schon auf das Gebiet ungeborener und auch nie lebensfähig gewordener Zukunftsträume hinüberleiten, so dienen doch gerade auch sie dazu, einem die tiefinnerliche Erschütterung, die in beiden der von ihnen selbst als notwendig erkannte Trennungsentwurf hervorgerufen hatte, zu veranschaulichen. In beiden. Denn auch Clara hatte schon auf der ersten Reisesstation die bittere Reue gepackt, und zwar mit so physischer Gewalt, daß sie das erste Konzert, daß sie in Kiel geben wollte und für das alles schon vorbereitet war, wegen Krankheit in zwölfter Stunde absagen mußte. „Das versammelte Publikum wurde fortgeschickt, und ich – bezahlte tags darauf die Unkosten 47 Mark aus meiner Tasche – schöner Anfang!“ – In der Tat war das um so schmerzlicher, als, wie schon früher erwähnt, einer der Hauptbeweggründe für die Kopenhagener Reise bei Clara der dringende, ja leidenschaftliche Wunsch gewesen war, durch den Ertrag einen sehr erheblichen Zuschuß zu den Kosten des Haushalts beizusteuern. Die nächste unmittelbare Folge dieses Mißgeschicks wie der Ungunst der Elemente – ein heftiger Sturm machte ihre Abreise nach Kopenhagen unmöglich – war, daß die sonst doch an widerwärtige Zwischenfälle aller Art gewöhnte Künstlerin, in ihrem Trennungsschmerz ganz außer sich, etwas den Kopf verlor und nach einem wegen der gleichzeitigen Anwesenheit der Schweriner Oper gescheiterten Ver-

1840 – 1844.

suche in Lübeck, durch ein Konzert die Warzezeit bis zum nächsten, erst in acht Tagen fälligen Dampfschiff abzukürzen und die Kosten etwas einzubringen, wieder nach Hamburg zurückkehrte. „Es war ein trüber Tag . . . mein gepreßtes Herz machte sich Luft in Tränen, die unaufhörlich flossen“, heißt es im Tagebuch. Hier aber harrten neue Enttäuschungen: an Spielen war nicht zu denken, Ostern vor der Tür, kein Mensch wollte von Musik wissen. . . . Meine Freunde wunderten sich, daß ich trotz aller Unfälle noch nach Kopenhagen wollte, einigemal sank mir auch der Mut, ich dachte, der Himmel hätte mir all das Unangenehme geschickt, um mich von meinem Plan abzubringen, doch der Gedanke an Robert, der Wunsch, ihm auch einmal ein Scherflein durch mein Talent zu spenden . . . das ermutigte mich wieder, obgleich es mir wohl nicht anzusehen war, denn der Kummer verließ mich keine Minute, dazu kam, daß ich vom Robert, der mich doch schon in Kopenhagen glaubte, keine Nachricht bekam, seit beinahe 14 Tage nichts vom Kinde wußte – oh, es war zum Verzweifeln! –“

Keine Zerstreung wollte helfen. Trotzdem die Hamburger Freunde, Avés vor allem ihr möglichstes taten, ihr über die unbehagliche Wartezeit hinwegzuhelfen, und trotzdem die am 18. März nach Kiel Zurückgekehrte dort im Grädenerschen Hause noch sehr freundliche und woltuende Eindrücke empfangen, bestieg sie doch am 19. abends „das so lang gefürchtete, aber herrliche Schiff Christian der Achte“ mit alles eher als freudigen Gefühlen: „mir war entsetzlich zumute, als wir vom Lande abstießen; was seufzte ich nach Robert, nach der Kleinen, und fast glaubte ich, nie wieder festen Boden zu betreten.“

Aber glücklicherweise blieb es so nicht, vielmehr ward der Aufenthalt in Kopenhagen, trotz der immer wieder durchbrechenden Sehnsucht nach Mann und Kind und trotz allerlei kleiner Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen, die der alleinstehenden jungen Frau auf einem ihr gänzlich fremden Boden nicht erspart bleiben konnten,

schließlich zu einer Quelle angenehm empfundener Anregungen mannigfachster Art und lohnte auch künstlerisch und materiell die großen Opfer, die um seinetwillen gebracht waren. Während ihrer vierwöchigen Anwesenheit (vom 20. März bis 18. April) gab sie drei selbständige Konzerte, zwei im königlichen Theater am 3. und 10., davon das erste mit Unterstützung von Mitgliedern der königlichen Kapelle und einigen Gesangssolisten – das dritte am 14. April im Hotel d'Angleterre; außerdem wirkte sie mit am 6. April in einem Konzert der Musikvereinigung und in einer Wohltätigkeitsveranstaltung im königlichen Theater am 17. April, nachdem sie bereits am 5. April mit großem Erfolg in einem Hofkonzert gespielt hatte.

„Ich war sehr weich gestimmt“, schreibt sie nach dem letzten Auftreten, bei dem sie mit großem Enthusiasmus begrüßt und zum Schluß lebhaft hervorgerufen war, „ungern schied ich von der Stadt, wo man mir so viel Liebes erwiesen, und wo mir zu jeder Zeit soviel Auszeichnung zuteil wurde.“

Das musikalische Niveau, sowohl bei den ausübenden Künstlern wie hinsichtlich des Geschmacks des Publikums, fand sie allerdings erheblich unter ihren Erwartungen. „Die Musiker sind hier reine Handwerker“, heißt es nach dem Konzert der Musikvereinigung, in dem u. a. Mendelssohns Lobgesang nach vier von vier verschiedenen Dirigenten geleiteten Proben unter der Leitung eines fünften aufgeführt wurde! – „ein tüchtiger Kapellmeister wäre vielleicht imstande, dem Unwesen ein Ende zu machen.“ Dabei im Publikum der italienische Operngeschmack, auch bei schlechter Ausführung, noch durchaus vorherrschend.

Schon allein aus diesem Grunde war es doch ganz gut, daß Robert Clara auf dieser Reise nicht begleitete. Sie konnte ihm allerdings am 23. März berichten: „Du kannst Dir nicht denken, wie alle Menschen hier bedauern, Dich nicht kennen zu lernen; alles fragt mich immer nach Dir – alles kennt Deine Zeitung, und wenn auch noch nicht

1840 – 1844.

Deine Compositionen, so doch Deinen Namen.“ Aber gerade aus dieser Äußerung, mehr noch aus den gelegentlichen Bemerkungen über das Publikum und schließlich auch aus ihrem eigenen Programm, in denen Schumann nur einmal im zweiten Konzert mit Rückerts „Widmung“ und dem Allegro aus den Novelletten vertreten ist, geht hervor, daß für Schumann hier noch in keiner Weise der Boden bereitet war.* Die Künstlerin mußte sich also diesmal, außer mit dem Beifall, mit dem klingenden Gewinn begnügen, den ein schnell für ihre Eigenart erwärmtes Publikum durch fleißigen Besuch ihrer Konzerte ihr einbrachte.**

Reicher aber war die allgemeine Anregung, die in schöner Natur ihrem innern Menschen durch den Einblick in eine eigenartige und gerade in ihrer Geschlossenheit bedeutend wirkende hochentwickelte nationale Kultur gegeben wurde. Im nordischen Museum fand sie freilich zwar „manches von Interesse“ aber auch „viele langweilig.“ Dagegen entzückte und begeisterte sie Thorwaldsens Kunst, der sie hier auf Schritt und Tritt begegnete, obwohl sie von Haus wenig Sinn für Plastik zu haben behauptete. Und dann vor allem die Menschen, von dem immer wieder anziehenden Treiben auf „der langen Linie“ angefangen bis zu dem täglichen Verkehr mit dem Ehepaar Hejberg, mit Andersen und ihren jugendlich naiven Verehrern, den Prinzen von Glücksburg und von Hessen, die gelegentlich auf der langen Linie sie ansprachen und ein Stück begleiteten, „was“, wie es im Tagebuch heißt, „viel Gespräch in dem sehr kleinstädtischen Kopenhagen verursachte“.

* „Von Chopin werde ich hier viel spielen müssen“, schreibt sie an Robert am 25. März, „er ist noch von niemand gespielt, auch Thalberg fast noch gar nicht. Ich brächte gar zu gern Deine Symphonie zur Aufführung und wollte mir auch wohl getrauen, sie einzustudieren, wenn ich nur das Orchester zu mehreren Proben vermöchte. Du mußt wissen, das Orchester ist hier noch sehr unkultiviert, wie mir scheint, und hat sogar noch nicht einmal alle Beethovenischen aufgeführt.“

** Die drei Konzerte brachten Nach Abzug der Unkosten: 940 Thaler 26 Groschen. Der Reingewinn der ganzen siebenwöchigen Reise nach Abzug aller Unkosten war 100 Louisdor.

Zu den interessantesten Bekanntschaften rechnete sie vor allem das Hejbergsche Ehepaar, Andersen und Gade, auf den sie sehr gespannt war, der sie aber zunächst etwas enttäuschte.

„Gade hat mich gestern besucht“, schreibt sie am 24. März an Robert, „eine kleine dickbäckige nichtssagende Erscheinung, gutmütiges Auge, dem hätte ich diese Ouvertüre nicht angesehen. Wieder ein Beweis, daß man den Menschen nicht nach seiner äußeren Erscheinung beurteilen muß. Er hat jetzt eine Symphonie in Arbeit – ich will mir etwas daraus vorspielen lassen.“ Doch verlor sich dieser Eindruck bald; am 31. März schreibt sie: „Gade besuchte mich heute und schwärmte von Dir. Er kennt alles von Dir, spielt alles (nach Kräften) selbst. Er wird in meinem Konzert eine neue Ouvertüre von sich aufführen, die ganz verschieden von der ersten ist, sie ist ganz heiteren Charakters. Er gefällt mir ganz gut; ich hab ihn morgen wieder zu mir bestellt, um ihm von Dir vorzuspielen – heute hörte er die Nachtstücke.“

Dagegen fühlte sie sich zu Hejbergs gleich hingezogen. „Er zeigt in seinem Äußeren“, heißt es im Tagebuch, „nichts von dem, was wohl in ihm wohnt – er ist als der erste dänische Schriftsteller bekannt. Madame Hejberg möchte nicht bloß als erste dänische Schauspielerin gelten, sondern gewiß auch in Deutschland Furore machen, könnte sie hinlänglich die Sprache. Sie ist eine der lieblichsten theatralischen Erscheinungen, die ich gesehen, und als solche mir unvergeßlich, aber sie vereint damit ein liebliches Wesen, ist sehr hübsch, interessant, und auch ihre Persönlichkeit allein wäre geeignet, sie mir lieb zu machen*. Ich sah beide seltener, als ich es wünschte.“

Am meisten aber interessierte sie doch Andersen, bei dem sie übrigens zu ihrem Erstaunen das Wort von dem Propheten in seinem

* Man fand in Kopenhagen allgemein, daß sie Clara gliche. Diese gab selbst zu, daß wohl etwas Wahres daran sei, „wir haben eine Figur und ähnliche Gesichtszüge“, schreibt sie an Robert, „sie ist aber hübsch“, setzt sie hinzu, „während ich häßlich bin.“

1840 – 1844.

Vaterlande wieder einmal bestätigt fand; sie war geneigt das auf sein persönliches Auftreten zurückzuführen. „Andersen“, heißt es im Tagebuch, „besitzt ein poetisches kindliches Gemüt, ist noch ziemlich jung, sehr häßlich.“ „Er ist der häßlichste Mann, den es nur geben kann“, hatte sie an Robert nach dem ersten Sehen geschrieben, „sieht sehr interessant dem ohngeachtet aus An sein Wesen kann man sich nur nach und nach gewöhnen im ganze aber ist er eine geistvolle Erscheinung.“

Ein Nachklang dieser freundlichen Berührung war die Widmung fünf Schumannscher Lieder (Op. 40) an Andersen, wie in andrer Richtung die Widmung von Claras Liederheft Op. 13 an die Königin von Dänemark einem aufrichtigen Dank für gütige Förderung Ausdruck geben sollte. Als eine besondere Liebenswürdigkeit hatte Clara es empfunden, daß sie ganz kurz vor ihrer Abreise am 15. April noch in kleinerem Kreise der König vorzuspielen geladen war, und daß diese, die ihr zum Abschied selbst aus ihrem kleinen Wintergarten abgeschnittene Blumen überreichte, sie auch noch am Morgen ihrer Abreise in einer Abschiedsaudienz empfing und sie freundlich einlud, bald wiederzukommen.

Sicher sagte Clara dies freudigen Herzens zu, denn im Grunde hatte es ihr doch in Kopenhagen ausgezeichnet gefallen, wenn auch die Trennung von ihren Lieben und nicht zum wenigsten einige von trübster Stimmung zeugende Briefe ihres Mannes ihr zwischendurch manche schwere Stunden bereitet und manche Träne gekostet hatten. Berichtet sie doch selbst, daß ihr getreuer und aufopferungsfähiger Freund Ohlsen, als er eines Tages wieder einmal unter so einer Trübung zu leiden hatte, geseufzt habe: „Kommen Sie ja nicht wieder zu uns, ohne Ihren Robert!“

Dieser aber hatte inzwischen in seiner Einsamkeit dem Tagebuch anvertraut: „Es war doch einer meiner dümmsten Streiche, Dich von mir gelassen zu haben.“ Wenn er vielleicht anfangs gehofft hatte, in der Stille die Sammlung zu neuem Schaffen zu

finden, so mußte er sich bald überzeugen, daß die Einsamkeit nur dem ein Freund ist, der sich ihr völlig ergibt, und daß Ruhe und Sehnsucht schlecht miteinander unter einem Dache hausen. „Miserables Leben“ – heißt es in den Tagebuchnotizen, die er an den Rand von Claras Aufzeichnungen geschrieben: „Viel im Kontrapunkt und in der Fuge geübt diese Zeit über“ „Trübsinnige Zeit. An Componieren war nicht zu denken“, 14 Tage später.

Tieferen Einblick in herbe Zwiespaltsstimmung des Einsamen gewährt eine Stelle aus einem Brief an Clara vom 1. April. Bezugnehmend auf ihren Wunsch, seine Symphonie in Kopenhagen aufzuführen, schreibt er: „Wegen der Aufführung in Kopenhagen dank ich Dir, mein Clärchen; aber mach Dir ja keine Mühe damit. Du kannst Deine Zeit besser gebrauchen. Und was kommt am Ende dabei heraus? In 10 Jahren geben sie sie ohnehin – das weiß ich. Die Welt kann doch nicht bei Beethoven stehen bleiben. Also tue nichts dafür, wenn es sich nicht ganz leicht, wie von selbst, so fügt. Ordentliches gearbeitet habe ich nicht; versucht vieles. Du nimmst jetzt all meine Gedanken fort. Nicht ein einfaches Liedchen hab ich zustande bringen können. Ich weiß nicht, was mit mir ist. Da seh ich Dich nun, wie Du mir Trost zusprichst und sagst: „Lieber Robert, man kann nicht in jedem Jahre 3 Symphonien schreiben usw. usw.“ Weißt Du, gestern vorm Jahr war unser Konzert – ein schöner Abend. Heute vorm Jahr zankten wir uns. Das hat aber nur Gutes zu bedeuten, weil es der Lügtag, der 1. April, war. Heute sollte ich Dich auch anführen. Vielleicht gelingt mir's noch.“

Jedenfalls aber bezog sich das nicht etwa auf heimlich reifende schöpferische Arbeit. Vielmehr mußten auch die nächsten Wochen teils das Studium Mozartscher und Haydnscher Quartette in der Partitur, teils vielfältige Lektüre, hin und wieder ein genußreicher Theaterabend, den ihm das Gastspiel der Schröder-Devrient verschaffte, zuweilen auch Besuche der Freunde oder durchreisender

1840 – 1844.

Fremder Zerstreuung gewähren. Am 18. April notiert er nach langer Pause „Richard Wagner, der aus Paris kam.“

Am selben Tage hatte Clara, wie wir wissen, Kopenhagen wieder verlassen, und damit näherte sich auch die Trennungszeit der beiden ihrem Ende. Am 20. gab sie noch in Kiel das im März durch ihre Krankheit vereitelte Konzert, mit viel Applaus aber „vor wenig Leuten“. Dagegen mußte ein für Hamburg noch in Aussicht genommenes Konzert wegen der vorgerückten Jahreszeit aufgegeben werden. So kam sie schließlich noch schneller heim als erwartet war. Am 25. April nachmittags fuhr Schumann der von Hamburg aus den Wasserweg benutzenden Clara nach Magdeburg entgegen: „wie ein Bräutigam froh und ängstlich zugleich“. Dort fügte allerdings noch ein tückischer Dämon ein Verfehlen, „doch nicht lange wartete ich“, schreibt Clara, „als sich Roberts Arme auftaten, in die ich sofort hineinfiel.“

Am 26. April kehrten beide wieder nach Leipzig zurück. „Solch ein Wiedersehen entschädigt doch für alle erlittenen Sehnsuchtschmerzen – auch Robert schien sehr glücklich und führte mich dann zu Haus, wo ich alles bekränzt vorfand, ferner hatte Robert mich mit einem schönen Teppich beschenkt. Doch das Schönste war sein lieber Blick, den ich wieder in mir aufnehmen konnte, und die roten Bäckchen meines Engelchens, die ich wieder küssen konnte.“

Mit diesem Jubelruf einer glücklichen Frau und Mutter schließt Clara ihren Reisebericht. Von Roberts Hand aber stehen bedeutungsvoll und hoffnungsvoll am Rande die Worte: „Nun kommen wieder bessere Tage.“

Er behielt recht. Zwar warf die Schreckenskunde vom Hamburger Brande, die sie wenige Tage nach Claras Rückkehr erreichte, zunächst einen Schatten in die Feiertagsstimmung der Wiedervereinigten, und durch ein von Clara mit David und dem Gewandhausorchester zum Besten der Abgebrannten schnell veranstaltetes Konzert kam auch gleich in das äußere Leben mehr Unruhe, als ihnen jetzt

gerade erwünscht sein mochte, aber das innere Gleichgewicht vermochten weder diese Vorgänge noch die anschwellende Flut der auf der Durchreise im Schumannhause vorsprechenden und zuströmenden Kunstfreunde ernstlich zu erschüttern.

Und während Clara sich zunächst ihren häuslichen Pflichten widmete und, abgesehen von der früher schon erwähnten Liederkomposition zu Roberts Geburtstag, ihre musikalische Tätigkeit auf das Studium Mozartscher und Haydnscher Quartette, die sie mit Robert der Reihe nach durchnahm, beschränkte, regte in ihm sich der Schaffensdrang stärker als je. „Der ganze Juni“, schreibt er, „war ein lieber Monat, bis auf ein paar Schwärmtage und Nächte Doch war ich auch fleißig in einer neuen Gattung und habe zwei Quartette für Violinen in A-Moll und F-Dur beinahe ganz fertig gemacht und auch aufgeschrieben.“ Diesen beiden gesellte sich im Juni schon ein drittes – das in A-Dur –* hinzu, so daß noch, ehe sie im August einen lang geplanten Erholungsausflug nach Böhmen unternahmen, einer der Freunde am häuslichen Tische hübsch einen Trinkspruch ausbringen konnte auf diese „drei Kinder, kaum geboren und schon vollendet und schön.“ Clara stimmte zuversichtlich ein, obwohl davon zu ihren Ohren bisher nur vereinzelte „erlauschte“ Klänge gedrungen waren. Als aber dann Robert sie zu ihrem Geburtstag mit einer häuslichen Aufführung der 3 Quartette überraschte, fand sie ihre Erwartungen doch wieder übertroffen: „meine Ehrfurcht vor seinem Genie, seinem Geiste, überhaupt vor dem ganzen Komponisten steigt mit jedem Werk. . . . Da ist alles neu, dabei klar, fein durchgearbeitet und immer quartettmäßig.“

Für sie selbst aber bedeutete diese neue Schaffensphase ihres Mannes auch wieder einen bedeutsamen Abschnitt in ihrer eigenen künstlerischen Durchbildung, weil ihr dadurch das Verständnis für Quartettmusik überhaupt eigentlich erst erschlossen wurde: „Jetzt

* Mit den beiden vorigen zusammen Op. 41.

1840 – 1844.

erst“, schreibt sie im November unter dem Eindruck einer (auch diesmal nichtöffentlichen) Wiederholung des ersten Quartetts: „Jetzt erst fange ich an, Gefallen an Quartettmusik zu finden, denn bis jetzt muß ich offen bekennen, langweilte mich diese Musik meistens, ich konnte das Schöne nicht herausfinden.“

Auch hier also wieder die Erfahrung, daß gerade die Berührung und Verschmelzung mit dem stärkeren schöpferischen Genius ihres Mannes für sie nicht nur kein Hemmnis oder eine Unterdrückung ihrer Eigenart bedeutete, sondern wie sie gerade auf dem Wege der innigsten geistigen Erfassung des Einen sich erst durcharbeiten konnte und mußte zur tiefsten Erfassung künstlerischer Arbeit im höchsten Sinne überhaupt.

Schon aber waren, als Clara jene Worte schrieb, diese drei Quartette nicht mehr die jüngsten Kinder. Bereits in den letzten September- und ersten Oktoberwochen hatte sich dazu als Viertes gesellt das Quintett In Es-Dur*, das an demselben Tage, wo die Wiederholung des ersten Quartetts stattfand, zum erstenmal probiert und einige Tage darauf (6. Dezember) im Voigtschen Hause zuerst von Mendelssohn gespielt wurde.

Und damit nicht genug: ehe das Jahr zu Ende ging, entstanden im November und Dezember außerdem noch das vierte Quartett in Es-Dur für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncello** und ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncello.“***

Leider wurde die Freude an der Arbeit der letzten Monate beiden schließlich stark getrübt durch einen Zustand von „Nervenschwäche“, wie Schumann es selber nennt, eine Folge der vorausgegangenen Überanstrengung, der in zwang, die schöpferische Tätigkeit

* Op. 44. Nach Schumanns handschriftlichem Vermerk im Exemplar der Handausgabe „Skizziert Leipzig 23. – 28. September“.

** Op. 47. Nach Schumanns handschriftlichem Vermerk: „Skizziert 25. – 30. Oktober 1842“.

*** Op. 88. Später als „Phantasiestücke für Pianoforte, Violine und Violoncello“ bezeichnet.

einstweilen ruhen zu lassen. Mit dieser erzwungenen Muße drängten sich auch andere ungebetene Gäste in den Feiertagsfrieden des Künstlerhauses: Alltagsorgen, mehr als das, ernstliche Sorgen um die Zukunft. Denn, wie sie nun einmal ihr Leben eingerichtet hatten, ruhte doch, trotzdem Clara geradezu unter dem „schrecklichen“ Gedanken litt, daß ihr Mann „gezwungen sei zu arbeiten, um Geld zu verdienen“, auf seinen Schultern die Last des Erwerbes, und in dem Augenblick, wo seine schöpferische Tätigkeit, wenn auch nur vorübergehend, erlahmte, tauchte die gebieterische Notwendigkeit auf, andere Einnahmequellen für den wachsenden Hausstand zu erschließen.

Unter diesen Umständen schien es wirklich eine glückliche Fügung zu sein, daß durch die Ostern 1843 unter Mendelssohns Leitung ins Leben gerufene Musikschule für Schumann sich die Möglichkeit einer einträglichen und dabei seinen Neigungen in dieser Form durchaus entsprechenden Tätigkeit auf musikpädagogischem Gebiet eröffnete. Bot sie doch die Gewähr, daß auch für die Zukunft bei vorübergehenden Hemmungen der produktiven Tätigkeit der Meister nicht auf einmal ganz in der Arbeit überhaupt zu feiern gezwungen sei. Denn trotzdem man diesmal der Krankheit durch Claras „liebenvollste Pflege“ über Erwarten schnell Herr geworden,* so daß Schumann schon zu Beginn des Jahres 1843 sich den neuen Pflichten und den neuen Plänen wieder zuwenden und widmen konnte, mußte man bei seiner Konstitution doch auf Rückfälle immer gefaßt sein.

Über die neuen Pflichten berichtete Schumann selbst Ende Juni im Tagebuch: „Die Musikschule macht uns allen Arbeit und Sorge, aber auch Freude. Ich habe den Klavierunterricht nur ad interim übernommen und will mir späterhin eine andere Stellung bilden. Die Zahl der Schüler beträgt jetzt gerade 40.“

* Im Tagebuch ist hier eine Lücke. Claras Eintragungen schließen mit dem November. Die nächste Aufzeichnung ist von Schumanns Hand, datiert am 17. Februar (während Claras erstem Besuch bei dem Vater in Dresden), in der die Hauptereignisse der vergangenen Monate nur ziemlich summarisch erwähnt werden.

1840 – 1844.

Glücklicherweise aber füllten diese Pflichten, so gewissenhaft und eifrig er, wie seine Aufzeichnungen über seinen Unterricht beweisen, sich ihnen widmete, die Lust und die Kraft des Wiedergenesenen nicht aus. „Die Peri und die Musikschule nahm meine ganze Zeit im vergangenen Vierteljahr in Anspruch“, schreibt er Ende Juni.

Wie wir wissen, hatte er schon seit dem August 1841 den Stoff als für die Komposition hervorragend geeignet ins Auge gefaßt und offenbar seitdem nie mehr aus seinem Gedankenkreise verloren. Im Januar 1842 berichtet das Tagebuch von Arbeit am Text der Peri. Dann aber hatte die Reise nach den Hansestädten mit andern Plänen auch diese Arbeit ins Stocken gebracht; mehr als ein Jahr verging, ehe die Massen wieder in Fluß kamen. Die Leichtigkeit aber, mit der sich dann alles in noch nicht vier Monaten gestaltet, läßt darauf schließen, daß auch in der Zwischenzeit wenigstens die Arbeit am Text nie ganz geruht haben kann.

Am 23. Februar* 1843 wurde, nachdem zunächst im Januar und in der ersten Hälfte des Februar die durch die Krankheit liegen gebliebenen „Variationen für 2 Pianofort, 2 Celli und Horn“**, zum Abschluß gebracht waren, mit der Arbeit an der Peri begonnen.

* So schreibt Schumann ausdrücklich im Tagebuch. In seinem Handexemplar der Partitur hat er dagegen vermerkt: „Skizziert und instrumentiert Leipzig vom 20. Februar – 16. Juni 1843.“

** Op. 46. „Andante mit Variationen für 2 Klaviere.“ Wegen der Schwierigkeiten der Ausführung hatte er, wie Clara im Tagebuch schreibt, sich nachträglich entschlossen, die Variationen nur für zwei Klaviere zu setzen. In dieser Gestalt erlebte das Stück, das in der ursprünglichen Form zuerst im März 1843 in einer Gesellschaft bei Härtels probiert worden war, die erste öffentliche Aufführung durch Mendelssohn und Clara in einem Konzert der Viardot-Garcia am 18. August 1843. Der Eindruck wurde leider beeinträchtigt durch einen während des Spielens entstandenen Feuerlärm (unter demselben Mißgeschick hatte übrigens auch an diesem Abend ein junger Debütant aus Österreich zu leiden, der 12jährige Joseph Joachim). Eine Aufführung in der ursprünglichen Gestalt erfolgte durch Brahms und Clara in Wien d. 28. Nov. 1868 in einem Konzert Claras. In ursprünglicher Gestalt herausgegeben wurden sie nachmals von Clara Schumann im Supplementsband der kritischen Ausgabe der Werke.

Mitte März schon durfte Clara ausnahmsweise zum erstenmal die Schöpferfreude an dem werdenden Werk mitgenießen, indem Robert ihr den ersten Teil aus der Skizze vorspielte. „Mir dünkt es das Herrlichste“, schreibt sie in zitternder Freude, „was er je geschrieben, er arbeitet aber auch mit Leib und Seele daran, mit einer Glut, daß mir zuweilen bangt, es möchte ihm schaden, und doch beglückt es mich auch wieder.“ Ende März war der erste Teil vollendet; Ende April, trotz empfindlicher Störungen durch die Redaktionstätigkeit und die mit dem 5. April eröffnete Musikschule – „ich habe keinen Begriff“, schreibt Clara, „wie man 8 Schüler auf einmal unterrichten kann“ – auch der zweite. Am 25. Mai, am Himmelfahrtstag, spielte Schumann die eben vollendete Skizze des dritten Teils Clara vor und entzückte sie damit aufs höchste: „die Musik ist himmlisch wie der Text, welch ein Reichtum an Gemüt und Poesie ist darin!“ Und am 16. Juni ward, wie Schumann wieder selbst im Tagebuch berichtet, die Peri ganz fertig „nach vielen Tagen angestrengter Arbeit. Das war eine große Freude für das Schumannsche Paar.“

„Einige Oratorien von Löwe ausgenommen“, fügt er hinzu, „die aber meistens einen didaktischen Beigeschmack haben, wüßte ich in der Musik noch nichts Ähnliches. Ich schreibe und spreche nicht gern von meinen eigenen Arbeiten; mein Wunsch ist, daß sie Gutes wirken mögen auf der Welt und mir ein liebendes Andenken bei meinen Kindern sichern.“

Der ganze Schumann! in seiner strengen Bescheidenheit, seinem fachlichen Stolz und zugleich der eigentümlich innigen Zurückbeziehung des künstlerischen Schaffens auf den engsten Kreis der Familie, die wenige Monate vorher (am 25. April) durch die Geburt des zweiten Kindes, Elise, zur Freude der Eltern bereichert worden war.

Aber das Ereignis des Jahres war und blieb die Peri. Ihr, der Arbeit am Klavierauszug, galt in den nächsten Monaten Claras ganze – jetzt durch die wachsenden häuslichen Pflichten und

1840 – 1844.

Sorgen – mehr als je beschränkte künstlerische Muße. Ihr galten die Sorgen, aber von ihr kamen auch die Freuden und Lichtblicke des im übrigen durch vielfältigen Besuch von Bluts- und Kunstverwandten, mehrfache Reisen Claras nach Berlin und Dresden unruhig bewegten Sommers und Herbstes. Besonders je näher die erste Aufführung in Leipzig rückte, griff mehr und mehr und nur zu begreiflich eine fieberhafte Stimmung Platz. Besonders schmerzlich empfanden es beide, daß der Beginn der Proben nicht nur mit dem, wie man damals meinte, nur vorübergehenden Scheiden Mendelssohns von Leipzig zusammenfiel, sondern daß auch gerade in diesem Zeitpunkt Konzertverpflichtungen Clara wiederholt nach Dresden riefen, die ihr allerdings Gelegenheit gaben, bei der ersten Aufführung von Roberts Quintett am 20. November und der Variationen für 2 Klaviere am 30. mitzuwirken, aber sie doch in einen peinlichen Zwiespalt mit sich selber brachten.

Ein beredtes Zeugnis jener fiebernden Stimmung auf beiden Seiten ist ein kurzes Briefchen Roberts vom 23. November mit der dringenden Bitte, „morgen Abend“ zurückzukommen: „ich mag keine Probe ohne Dich halten, es ist, als fehlte mir der gute Genius dabei.“ Auf der Rückseite trägt es aber den amtlichen Vermerk „war bei Ankunft dieses Briefes nach Leipzig abgereist.“ Ihre Sehnsucht hatte sie eben schon einen Tag früher zurückgetrieben. Trotzdem mußte sie gerade bei der entscheidenden Orchesterprobe fehlen, die ja auch Schumanns Debüt als Orchesterleiter bedeutete und deshalb allein schon Anlaß zu besonderer Erregung war. Er selbst schrieb aber befriedigt unter dem ersten Eindruck: „Vortrefflich ist's gegangen, und ich denke, Du wirst Ehre einlegen mit Deinem Alten. Sie waren alle recht warm, und ich wurde ordentlich begeistert beim Dirigieren.“ Andere, die im übrigen genau so unter dem Zauber des Kunstwerkes an sich standen, hörten allerdings mit geschärftem Ohr weniger Gelungenes. So Livia Frege, die Sängerin der Peri, die über dieselbe Probe Clara eingehend berichtete und bei aller An-

erkennung, daß es für eine erste Orchesterprobe „recht gut gegangen“, und der Betonung der allgemeinen Begeisterung doch die Chöre, vor allem die Einsätze der Soprane, „durchaus noch nicht gut“ fand: „Könnte sich nur Ihr lieber Mann einmal entschließen, ein wenig zu zanken und auf größere Aufmerksamkeit zu dringen, dann ging's gewiß gleich.“

Clara selbst hörte erst am Morgen der (zum Besten der Musikschule veranstalteten Aufführung in der Generalprobe Orchester und Chor zusammen und begeisterte sich an der „herrlichen Instruementation“. „Wie glücklich ich am Abend (4. Dezember) war – es läßt sich gar nicht mit Worten sagen. Der Beifall war groß, enthusiastisch aber war er bei der zweiten Aufführung, welche am 11. stattfand. Schon bei dem Hervortreten wurde Robert empfangen und fand auf dem Dirigierpult einen schönen Lorbeerkranz, was ihn einigermaßen konsternierte, doch aber freuen mußte. Nach jedem Teil wurde er hervorgerufen. Am schönsten sang die Frege die Peri; nach der einen Arie der Jungfrau (die Frau Fr. für die verreiste eigentliche Inhaberin dieser Partie mit übernommen) konnte das Publikum sich nicht enthalten, ihr den lautesten Beifall zu spenden. Auch Herr Schmidt, Kindermann sowie der ganze Chor leisteten das Schönste, alles sang mit Leib und Seele – Ich tat's für alle! Habe ich mir je eine schöne Stimme gewünscht, so war es jetzt! Was hätte ich darum gegeben, die Peri singen zu können.“

Vielleicht die größte Freude bereitete aber Clara das Ereignis, das die unmittelbare Folge des Triumphes der Peri war, der Brief ihres Vaters, in dem er selbst ihrem Manne die Hand zur Versöhnung bot; denn daß er das tat, war nicht nur eine persönliche Genugtuung für den geliebten Mann, sondern es lag darin zugleich ein naives Zugeständnis seiner endlich errungenen künstlerischen Herrscherstellung, das schlagender und überzeugender war als selbst der einstimmige Beifall unparteiischer Kenner.

In der Tat schienen sie nun wirklich, auf die Höhe des Lebens

1840 – 1844.

gehoben, den endlichen Lohn der Treue, der Treue gegen sich selbst und gegen die höchsten Ideale, als Menschen und Künstler einzuernten, aber

Was die Göttlichen uns senden
 Von oben, sind nur allgemeine Güter;
 Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
 In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.

Und so mußten auch sie gerade in diesen, von höchster Daseinsfreudigkeit durchstrahlten Wochen sich bewußt werden, daß „dem bösen Geist die Erde gehört“, „nicht dem guten“, daß auch sie trotz alledem im Bann jener „falschen Mächte“ standen,

„Die unterm Tage schlimmgeartet hausen,
 Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt.“

„Wir verbrauchen, mehr als wir verdienen,“ hatte Schumann schon Anfang des Jahres sich selbst im Tagebuch gestanden, und aus dieser Einsicht heraus Clara bereits im Sommer versprochen, im nächsten Winter „Gewiß etwas Großes unternehmen, d. h. mit ihr wieder eine große Kunstreise antreten zu wollen. Mitten in der Unruhe und Aufregung der Periprobe, in Claras Abwesenheit, zwischen Unterhandlungen mit Härtels über die Übernahme der Redaktion ihrer „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ hatte dieser Plan plötzlich greifbare Gestalt angenommen, war diesmal auf seine Anregung* die Ausführung der so oft aufgeschobenen Reise nach Rußland für die ersten Monate des folgenden Jahres beschlossen worden. Und während ihn die letzten Arbeiten an der Partitur der Peri, Clara die Feile des Klavierauszugs, dazwischen die verschiedenen Aufführungen bis zum letzten Augenblick in Atem erhielten, wurde, nachdem die Kinder schon einige Tage zuvor in die Obhut der Schneeberger Verwandten gegeben waren, am 25. die Reise über Berlin angetreten. So schwer der jungen Mutter der

* Wobei allerdings Mendelssohn, auf Claras Veranlassung, den geheimen Spiritus rector abgab. Vgl. unten S. 84 f.

Abschied von ihren Lieblingen wurde – Briefe und Tagebücher bezeugen es – so war doch tatsächlich für sie diese Fahrt die Erfüllung eines lang gehegten Herzenswunsches, nicht bloß um ihrem Manne materielle Sorgen abzunehmen und fern zu halten, sondern auch aus dem sehr begreiflichen Drang, sich künstlerisch wieder einmal zu betätigen. Für Schumann lag die Sache anders, ihn riß die Reise aus seiner stillen schöpferischen Tätigkeit – „Ein paar Opernpläne beschäftigen mich Eine Oper soll das Nächste sein, und ich brenne darauf“, heißt es Ende November im Tagebuch – heraus, in eine Region von Zerstreuungen und Aufregungen, die, da er nur als passiver Zuschauer daran teilnahm, dem Menschen nichts boten und dem Künstler geradezu etwas nahmen, sein kostbarstes Gut: die Möglichkeit der Sammlung zu eigener Schöpferarbeit. Wenn trotzdem diesmal die Anregung dazu – jedenfalls die letzte – von ihm ausging, so war wohl außer der von ihm als notwendig erkannten Rücksicht auf die Finanzen der Wunsch mitbestimmend, auf diese Weise für eine längere Zeit von der ihm immer lästiger werdenden Redaktionsarbeit sich zu befreien. Aber auch die Vorstellung, er könne während der Reise, bei der ja in Rußland selbst Aufenthalte von längerer Dauer vorgesehen waren, Muße für seine Arbeit finden, scheint ihm nicht fernelegen zu haben. Letzteres sollte sich dann freilich als eine sehr verhängnisvolle Täuschung erweisen.

Über die Erlebnisse der Reise selbst mögen zunächst die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen berichten.

Clara an ihren Vater*.

Dorpat, den 20. Februar 1844. Dienstag.

Längst schon, lieber Vater, drängte es mich, Dir zu schreiben, und immer ging es nicht, denn Du mußt wissen, ich habe jetzt 5 Konzerte hintereinander gegeben, um jedoch nichts zu vergessen, will

* Verstümmelt und in fehlerhafter Anordnung bereits abgedruckt bei Kohut Fr. Wieck S. 157 ff. Hier nach dem Original.

1840 – 1844.

ich ganz von vorn anfangen, ich denke, es interessiert Dich ja wohl Alles.

In Berlin blieben wir zwei Tage und fanden besonders bei Mendelssohns die freundlichste Aufnahme, die glücklich waren, Leipziger Luft in ihrer Nähe zu fühlen. Mendelssohn beschenkte mich mit 6 Liedern ohne Worte (worunter die beiden Dir schon bekannten), die er mir dedicirt, und Madame Mendelssohn schenkte mir Pulswärmer von Pelz, die mir schon viel genutzt haben und dabei allerliebste aussehen (das ist für die Mutter). Wir reisten Sonnabend Abend von Berlin mit der Mallpost (die bequemste, in der ich je gefahren) ab, und kamen Montag Abend in Königsberg an, wo wir die freundlichste Aufnahme fanden, eine garstige Stadt, aber um so nettere Leute; ich gab Freitag und Sonnabend Concert im Theater und hatte volle Häuser, stand aber von der Kälte entsetzlich aus, denn das Haus ist groß und nicht geheizt. Sonntag reisten wir nach Tilsit ab, wo wir den Abend bei dem Postmeister Nernst (eine höchst liebenswürdige Familie) verbrachten; ich spielte viel, trotzdem daß ich noch nach dem am Vorabend gegebenen Concert in Königsberg die halbe Nacht packte und früh 5 Uhr aufgestanden und den ganzen Tag gefahren war. Montag früh 3 Uhr standen wir wieder auf, und um 4 Uhr ging es ab nach der Grenze. Noch muß ich Dir erzählen, in Königsberg war ein Pianofortemacher, auf dessen Instrumenten ich gespielt hatte (Marty hieß er); dieser borgte uns seinen Schlitten bis an die Grenze (von hier an ging Alles mit Schlitten – schon auf der Hälfte nach Königsberg fanden wir Schlittenbahn), wo wir denn mit Extrapost fuhren, was vortrefflich ging. An der Grenze Tauroggen hatte uns Nernst schon in der Mallpost Plätze nach Riga bestellt, die gleichfalls sehr schön und bequem war und nur zwei Sitze im Innern hat. In Königsberg hatten wir vom russischen Consul Brief an den Zolldirektor (einen sehr artigen Mann) erhalten und fanden die honetteste Behandlung. Die Koffer wurden wie an jeder andern Grenze nur geöffnet, ein wenig hineingesehen und wieder zugemacht. Die Noten haben sie gar nicht angesehen. In Tauroggen selbst fanden wir ein schönes Posthaus und ein ganz delicates Frühstück; ferner waren wir von dem Consul an einen Beamten an der Grenze empfohlen, der uns Alles mit dem Paß,

Gepäck etc. besorgte. So kamen wir ganz bequem nach Riga – aber, wie garstig ist diese Stadt! auf der Post angekommen, fanden wir weder Fiaker noch Jemand, der unser Gepäck übernahm; wir mußten uns einen großen Bauernschlitten, der auf dem Hofe stand, nehmen, die Koffer hinein und uns darauf setzen und kamen so vor Stadt London an, nachdem wir uns mit Mühe durch hunderte von Bauernschlitten, die da zu Markt waren, und durch lauter ganz kleine Gäßchen hindurch gewunden hatten. Dort hieß es, es sei kein einziges Zimmer da, als im 3. Stock hinten hinaus, das furchtbar aussah. Wir setzten uns wieder auf unsere Koffer und fuhren nach Stadt Petersburg, da bekamen wir ein Zimmer, eine Kammer hinten hinaus, wo es aber so schmutzig war, daß man sich gar nicht niedersetzen konnte; Robert lief gleich fort zu Herrn v. Lutzau, dem wir von David empfohlen waren. Dieser hatte uns in Stadt London die besten Zimmer bestellt, was wir jedoch nicht geahnt hatten, und führte uns nun wieder dorthin zurück. Du kannst Dir denken, welch unangenehmen Eindruck Riga auf uns machte. Wir fanden auch hier freundliche, gefällige Leute, konnten uns jedoch nie recht behaglich fühlen. Mit dem Concert machte es sich nicht gleich, dann ging es aber um so schneller hintereinander. Denke dir: Sonntag ging es nach Mitau (die Hauptstadt von Curland, wo im Winter der ganze curländische Adel versammelt ist und nur für Bälle, Concerte und wieder Bälle lebt.

Mitau ist 3 Stunden zu fahren, von Riga aus, und eine allerliebste kleine Stadt, wo aber viel Kunstsinn herrscht (alle Künstler haben hier Concert gegeben und weit mehr Bildung als in Riga. In Riga ist gar kein Kunstsinn (einige wenige Leute abgerechnet), und, wie mir schien, überhaupt keine feine Bildung. Ich gab Sonntag in Mitau, Montag und Dienstag in Riga, Mittwoch wieder in Mitau und Donnerstag das letzte Concert in Riga. Das waren strapaziöse Tage, dabei immer das hin und her fahren, packen etc., ich gab aber alle Concerte allein, ohne alle Unterstützung, was ich nun immer thun werde, es ist das beste. In Riga fand ich ein wunderschönes Pianoforte von Wirth – das Pianoforte in Dresden von Wirth kann Dir keine Idee davon geben; diese Instrumente sind die schönsten englischer Bauart, die ich noch gesehen, von oben bis unten den herrlichsten Klang, weich und doch wieder so

1840 – 1844.

kräftig! mein Mann, den schwer ein Pianoforte befriedigt, war gleich beim ersten Griff entzückt von diesem Ton. Ich freue mich, in Petersburg solch schöne Instrumente zu haben. Von Riga hierher zu kommen, hielt schwer, denn es gehen nur wöchentlich zwei Posten, und die sind schon Wochen vorher besetzt, und hat man wirklich Platz, so gehen immer noch die, welche von der Grenze kommen, vor. Extrapost wollten wir nicht fahren, das ist sehr unangenehm, so nahmen wir uns denn eine Extra-Diligence bis Petersburg, wo wir einen Conducteur bis Petersburg mit haben und uns um gar nichts zu kümmern brauchen, 5 Tage können wir hier bleiben, was wir auch thun wollen. Dorpat ist eine sehr hübsche Stadt, von viel mehr Bedeutung hinsichtlich der Bildung als Riga, von vielem Kunstsinn und sehr freundlichem Ansehen. An dem Professor v. Brocker fanden wir einen sehr angenehmen Mann, der unser Concert besorgt hat und uns gleich seine Equipage zu Gebot gestellt hat, was sie übrigens hier zu Lande Alle gleich thun; ein Jeder, der nur irgend kann, hat hier seinen Schlitten und Pferde. Man ist außerordentlich gastfrei und vorzugsweise gegen Künstler. Morgen gebe ich das erste und Freitag das zweite Concert, Sonnabend geht es dann ab nach Petersburg, wo wir Montag früh einzutreffen gedenken, eigentlich Sonntag Abend, wir wollen jedoch eine Nacht unterwegs schlafen, um bei Tage in Petersburg einzufahren; Du mußt wissen, daß man auf jeder Station ein schönes Posthaus findet, wo man die Nacht bleiben und essen und trinken kann, was man will, und so soll es bis Petersburg gehen. Die Reise ist keineswegs so beschwerlich und schrecklich, als wir geglaubt. Überall spricht man deutsch – hier ist Alles deutsch, erst 10 Meilen vor Petersburg geht das Russisch los. Von der Kälte haben wir bis jetzt vermittels unserer Pelze und Pelzdecken gar nicht gelitten, obgleich wir schon 2 Tage bei 12 – 15° Kälte reisten. Die Häuser sind hier alle warm, eine gleiche Temperatur durch alle Zimmer, was einem wohl thut. Dorpat scheint eigentlich erst recht nördlich, denn erst hier spüren wir wirkliche Kälte – heute Morgen hatten wir 23 Grad Kälte.

Jetzt will ich Dich auf einige Tage verlassen – Sonnabend schreibe ich noch über die Concerte hier.

Einige besonders für Marie interessante Aventüren sind mir noch

eingefallen: über 3 Flüsse, größer als die Elbe, sind wir zu Wagen und Schlitten auf dem Eise gefahren; auf der Düna bei Riga halten die Bauern ihren Holzmarkt; mitten auf dem Fluß stehen hunderte von Schlitten, mit Holz beladen, man geht wie auf der Straße, als müßte das so sein, wir sind auch eine halbe Stunde darauf spazieren gefahren. In den Wäldern sind viel Wölfe hier, sie halten sich viel auf der Landstraße und sehen den vorüberfahrenden Reisenden ganz ruhig zu; bis jetzt haben wir noch keinen gesehen, doch Jeder, der von hier nach Petersburg fährt, begegnet auch einigen, worauf ich mich sehr freue.

Einige interessante Bekanntschaften haben wir gemacht in dem Professor Friedrich Rückert in Berlin, Jacobi in Königsberg und Rector Uhlmann von hier, der jetzt in Riga lebt.

Gestern waren wir in dem Liphardtschen Haus, wo der alte Liphardt früher wohnte und seine Quartettabende hatte. Sein Sohn bewohnt es jetzt. Morgen wollen wir auf seinen Landsitz fahren, wo es fürstlich eingerichtet sein soll. Er ist der reichste Mann in Livland; jedes Kind bekommt 500,000 Thaler als Erbtheil, also doch auch die David.

Heute ist das Concert; ich habe den Universitätssaal bekommen, was eine große Seltenheit ist, da er gar nicht für Concerte bestimmt ist. Es klingt nicht sehr gut darin, doch um der Ehre willen ist es mir sehr lieb, daß ich ihn habe. Addio für jetzt! –

Dienstag, d. 27. Febr.

Drei brillante Concerte habe ich, seit ich Dir zuletzt schrieb, gegeben, einen Enthusiasmus erregt, der toll war – ich kenne kein enthusiastischeres, dabei kunstsinnigeres Publikum als das hiesige. Gestern Abend war das dritte Concert, nach welchem mir ein Sängerkhor* eine schöne Serenade brachte, wo sie unter Anderm auch ein Quartett meines Mannes sangen. Robert hatte sich sehr stark erkältet, so daß er nun seit 6 Tagen zu Bett gelegen hat und heute zum ersten Male wieder aufgestanden ist. Den zwei letzten Concerten

* Es war der aus der „Fraternitas Rigensis“ gebildete Männerchor, der Mendelssohn „Wer hat dich, du schöner Wald“, Schumanns „Träumende See“ und „Minnesänger“ vortrug; an ihrer Spitze der damalige junge Dorpater Student der Philosophie Julius Otto Grimm. Vgl. J. Smend i. d. Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, IX. Jahrgang. März 1904. S. 80.

1840 – 1844.

hat er gar nicht beiwohnen können, natürlich konnten wir auch nicht fort, hoffen aber nun Donnerstag abreisen zu können. Die Reise nach Petersburg von hier soll furchtbar sein! 10 Meilen von Petersburg gehen die Gruben an, wo man seekrank dabei wird. Ich wollte, wir hätten es überstanden; Dorpat ist voll von liebenswürdigen Leuten, meistens sind es Adlige, die wir kennen gelernt, die aber auch wirklich so freundlich gegen uns sind, daß man manchmal nicht weiß, was man sagen soll. Jeden Tag (seit 6 Tagen) schicken sie uns abwechselnd Mittagessen, gekochtes Obst, gute Bouillon, Wein, Eau de Cologne usw. (Du mußt wissen, daß hier die Gasthäuser sehr schlecht sind, Essen kaum zu genießen, und Vieles gar nicht zu haben, ausgenommen guter Thee und guter Kaffee, Letzterer die Portion 8 Groschen. Das schlimmste sind nun auch die schlechten Betten, Bettdecken kennt man hier gar nicht; man hat nur ganz dünne Steppdecken, schläft aber allerdings in warmen Zimmern. Mein Mann hat sich doch seine Krankheit durch Erkältung in der Nacht zugezogen – wir sind ja so dünne Decken nicht gewohnt, ausgenommen im heißesten Sommer, und hier haben wir Tag für Tag 20 Grad Kälte.) Ich muß Dir einige Züge der hiesigen Damen mittheilen, damit Du siehst, wie freundlich sie hier sind. Gestern vor dem Concert schickte eine fremde Baronin, die von der Krankheit Roberts gehört, Gelee, ein Gebäck, 2 Rebhühner, frisch gebraten, mit der Bitte, dies anzunehmen, da wir es ja in unserm schlechten Gasthof nicht bekommen könnten. [Am] Abend im Concert erzählte ich einer Dame, daß wir so schlechte schmutzige Betten haben, und daß mein Mann sich sein Unwohlsein hauptsächlich in der Nacht geholt. Um 10 Uhr kommt ein Bedienter, bringt 2 schöne mit Federn gefüllte Kopfkissen und eine wunderschöne große Steppdecke . . .“ [Das Ende dies Briefes ist verloren.]

Trotzdem Roberts Zustand auch in den folgenden Tagen noch Beschwerden und Sorgen verursachte, ward doch am 1. März die Weiterreise nach Petersburg angetreten, während der Schumann sich entschieden erholte, und wo sie am 4. März glücklich eintrafen.

Über die dortigen Erlebnisse berichtet ein Brief* Schumanns an Wieck:

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 265 S. 236 f.

1840 – 1844.

St. Petersburg, den 1. April 1844.

Lieber Vater,

Ihren freundlichen Brief beantworten wir erst heute, da wir Ihnen doch auch gern über den Erfolg unseres hiesigen Aufenthaltes berichten wollten. Wir sind nun vier Wochen hier. Clara hat vier Concerte gegeben und bei der Kaiserin gespielt; wir haben ausgezeichnete Bekanntschaften gemacht, viel Interessantes gesehen, jeder Tag brachte etwas Neues – so ist denn heute herangekommen, der letzte Tag vor unserer Weiterreise nach Moskau, und wir können, wenn wir zurückblicken, ganz zufrieden sein mit dem, was wir erreicht. Wie viel habe ich Ihnen zu erzählen, und wie freue ich mich darauf. Einen Hauptfehler hatten wir gemacht; wir sind zu spät hier angekommen. In einer großen Stadt will es viele Vorbereitungen; Alles hängt hier vom Hof und der haute volé ab, die Presse und die Zeitungen wirken nur wenig. Dazu war alles von der italienischen Oper wie besessen. Die Garcia hat ungeheures Furore gemacht. So kam es denn, daß die beiden ersten Concerte nicht voll waren, das dritte aber sehr, und das vierte (im Michaelistheater) das brillianteste. Während bei andern Künstlern, selbst bei Liszt, die Theilnahme immer abgenommen, hat sie bei Clara sich immer gesteigert, und sie hätte noch vier Concerte geben können, Wenn nicht die Charwoche dazwischen gekommen und wir doch auch an die Reise nach Moskau denken müssen.

Unsere besten Freunde waren natürlich Henselt's, die sich unserer mit aller Liebe angenommen, dann aber und vor Allem die beiden Wielhorsky's, zwei ausgezeichnete Männer, namentlich Michael eine wahre Künstlernatur, der genialste Dilettant, der mir je vorgekommen, - beide höchst einflußreich bei Hof und fast täglich um Kaiser und Kaiserin. Clara, glaube ich, nährt eine stille Passion u Michael, der beiläufig gesagt, übrigens schon Enkel hat, d. h. ein Mann über die 50 hinaus, aber frisch und ein Jüngling an Leib und Seele. Auch an dem Prinzen von Oldenburg (Kaisers Neffe) hatten wir einen sehr freundlichen Gönner, wie an seiner Frau, die die Sanftmuth und Güte selbst ist. Sie führten uns gestern selber in ihrem Palais herum. Auch Wielhorsky's erzeugten uns eine große Aufmerksamkeit, indem sie uns eine Soiree mit Orchester gaben, zu der ich meine Symphonie einstudiert hatte und

1840 – 1844.

dirigirte. Ueber Henselt mündlich; er ist ganz der Alte, reibt sich aber auf durch Stundengeben. Zum Oeffentlichspielen ist er nicht mehr zu bringen; man hört ihn nur beim Prinzen von Oldenburg, wo er auch einmal in einer Soiree die zweiflügeligen Variationen von mir mit Clara spielte.

Kaiser und Kaiserin sind sehr freundlich mit Clara gewesen; sie spielte dort gestern vor 8 Tagen im engen Familienkreise zwei ganze Stunden lang. Das Frühlingslied von Mendelssohn ist überall das Lieblingsstück des Publikums geworden; Clara mußte es in allen Concerten mehrmal wiederholen; bei der Kaiserin sogar 3 mal. Von der Pracht des Winterpalastes wird Ihnen Clara mündlich erzählen; Herr von Ribeaupierre (der frühere Gesandte in Constantinopel) führte uns vor einigen Tagen darin herum; das ist wie ein Märchen aus „Tausend und Einer Nacht“.

Sonst wind wir ganz munter; auch von den Kindern haben wir die besten Nachrichten.

Nun denken Sie sich meine Freude: mein alter Onkel* lebt noch; gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hier war ich so glücklich, den Gouverneur aus Twer kennen zu lernen, der mit sagte, daß er ihn ganz gut kenne. Ich schrieb also gleich hin und empfing vor Kurzem von ihm und seinem Sohn, der Commandeur eines Regimentses in Twer ist, die herzlichste Antwort. Nächsten Sonnabend feiert er seinen 70jährigen Geburtstag, und ich denke, daß wir da gerade in Twer sind. Welche Freude für mich und auch für den alten Greis, er nie einen Verwandten bei sich gesehen!

Vor dem Weg nach Moskau hat man uns bange gemacht; im Übrigen, glauben Sie uns, es reist sich in Rußland nicht schlimmer und besser als irgendwo, eher besser, und ich muß jetzt lachen über die fürchterlichen Bilder, die mir meine Einbildung in Leipzig spielte. Nur theuer ist es sehr (hier in Petersburg zumal) z. B. Wohnung täglich 1 Louisd'or, Kaffee 1 Thlr., Mittagessen 1 Dukaten usw. usw.

Wir denken wieder über Petersburg zurückzukommen (ohngefähr in 4 Wochen), nach Reval zu Land zu reisen, von da mit dem Dampfschiff nach Helsingfors und über Abo nach Stockholm, und dann wahrscheinlich die Canaltour nach Kopenhagen und in unser

* Bruder seiner Mutter, Regimentsarzt Dr. Schnabel.

liebes Deutschland zurück. Anfang Juni, hoffe ich gewiß, sehen wir Sie wieder, lieber Papa, und vorher schreiben Sie uns noch oft, vor der Hand immer nach Petersburg mit Henselt's Adresse. Henselt schickt uns die Briefe nach.

Alwin* hat uns mehrmals geschrieben, es scheint ihm ganz leidlich zu gehen; in Reval werden wir wohl das genauere erfahren. – Molique ist gestern wieder nach Deutschland zurück; die russische Reise hat ihm wohl kaum die Kosten gebracht; es geschieht im recht, dem nichts recht ist, der über Alles raisonnirt und dabei ein so trockner Gesell ist.

Die hiesigen Musiker haben sich alle höchst freundlich gegen uns gezeigt, namentlich Heinrich Romberg**, für ihre Mitwirkung im letzten Concert lehnten sie alle Entschädigung ab; es wurde uns dabei nichts zugemuthet, als sie sämmtlich in Wagen abholen zu lassen zum Concerte, was wir denn mit größter Zufriedenheit thaten. Sehr viel, so sehr viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben; aber wir haben heute noch viel zu präpariren zu der Moskauer Reise; so nehmen Sie denn das Wenige liebeich auf. Grüßen Sie Ihre Frau und Kinder herzlich von Clara und mir und behalten Sie mich lieb.

R. S.

P. S.

Heute ist ein kleines Jubiläum für mich – Sie wissen wohl – der 10. Geburtstag unsrer Zeitschrift. Von den Beilagen senden Sie wohl einiges nach Leipzig; bitten Sie dabei, daß nichts verloren gehen möge. Noch eine Bitte; schreiben Sie doch an Wenzel ein paar Worte, er möge sich, wenn er in Zeitungen etwas allgemein Interessantes oder mich besonders Interessierendes findet, die Nummern der Blätter merken und für mich aufnotieren, man bekommt hier fast gar keine Zeitung zu sehen. Die Gedichte*** würden wohl auch Freges interessieren.“

Am 2. April verließen die Reisenden Petersburg und langten, nachdem Sie bei Roberts Verwandten in Twer das Osterfest ver-

* Alwin Wieck lebte in Reval.

** Konzertmeister in Petersburg.

*** Vgl. S. 71 und 74.

1840 – 1844.

bracht hatten, am 10. April, sehr erschöpft von den Strapazen der Reise, in Moskau an, das für die nächsten 4 Wochen ihren Aufenthaltsort bilden sollte. Der erste Eindruck der Stadt enttäuschte sie zunächst etwas, „er ist nicht so, wie man ihn sich denkt“. Dagegen machte der Kreml, zu dem Robert gleich nach der Ankunft sich auf den Weg begab, und die Aussicht von dort auf beide den tiefsten Eindruck. „Dieser Anblick ist nicht zu beschreiben, man glaubt, man müsse in Constantinopel sein, so ganz eigentümlich orientalisches ist diese Stadt mit ihren unzähligen Thürmen“ Solange sie dort waren, war er fast täglich das Ziel ihrer Spaziergänge, die ihnen auf Schritt und Tritt eine neue Welt mit orientalischem Charakter erschlossen. „Sehr auffallend waren uns die Bäuerinnen (es war noch Osterwoche, wo alles vom Land hereinkommt, um sich zu belustigen) mit seidenen Kasaweiken, mit dem schönsten Pelz besetzt, und darunter z. B. ein ordinäres Kattunkleid.“ Aber so interessant sich die alte Zarenstadt im festlichen Treiben der Osterwoche auch darstellte, die Reisenden selbst sollten doch sehr bald sich überzeugen, daß es besser gewesen wäre, in einer früheren Jahreszeit schon einzutreffen, denn die eigentliche Saison war vorüber, und wenn sie die dadurch im Vergleich zu dem unruhigen Treiben in Petersburg gebotene Einschränkung des geselligen Verkehrs auch als eine angenehme und notwendige Erholung empfanden, so war der durch den Saisonschluß ebenfalls bedingte, verhältnismäßig spärliche Besuch der Konzerte weniger erfreulich. Dagegen war die ganze Art, wie namentlich die Adelsgesellschaft ihnen entgegenkam und Claras Kunstleistungen aufnahm, ihnen im Gegensatz zu frühern Erfahrungen mit Hof- und Adelskreisen sehr sympathisch und entschädigte sie für leere und halbleere Säle in den Konzerten. Eine Matinee, die sie am 2. Mai für etwa 30 – 40 Personen gaben, und in der, gegen den Ortsgebrauch, auch die Damen der höchsten Adelsgesellschaft erschienen, gab außerdem erwünschte Gelegenheit, die Hörer mit Schumanns Quintett (das im Konzert wegen der

Größe des Saales nicht hatte gespielt werden können) und den Variationen bekannt zu machen, die, nach dem Beifall zu schließen, mit Verständnis aufgenommen wurden.

Im übrigen waren diese Moskauer Wochen mehr der Erholung und dem Studium von Land und Leuten gewidmet: heute in einem Besuch der russischen Oper, wo Glinkas Oper „Alles für den Zaren“ gegeben wurde, über die Schumann schrieb: „Der erste Akt mit viel artiger Musik, namentlich hübsches Terzett, – meistens national anklingenden Weisen – die Instrumentation schwach, und das Blech zu vorherrschend. Im übrigen entschieden glücklich organisierte musikalische Natur. Die zweite Hälfte der Oper war in jeder Beziehung lahm und alles dramatischen Fortganges baar“ – morgen in dem Besuch eines russischen Klosters: „bunte Farben überall – Bäume und Gräber im Innern des Hofes. Wir stiegen auf die Plattform der einen Kirche, wo wir eine wunderschöne Aussicht über Moskau mit seinen unzähligen Kuppeln und Türmen hatten. Besuch beim Abt, einem jovialen Mann, der uns mit Thee bewirtete und uns dann noch mit Ansichten von Simonoff (des Klosters) beschenkte. Um 6 Uhr ging es in die Vesper. Der Gesang der Mönche ist ganz eigener Art, piano, mit hohler Stimme und sehr eintönig – sie singen 5 – 6 Stunden immer dasselbe. Die Composition ist zum Theil barbarisch, zum Theil kindisch, voll von Oktaven und Quinten. Robert entwischte nach zweistündiger Marter durch diesen Gesang (der aber berühmt ist, eben wegen des eigentümlichen Klanges), ich folgte ihm bald.“ Ein andermal galt es einen langen Besuch im großen Findelhaus, das, da musikalische Genüsse damit nicht verbunden waren, ihnen entschieden besser gefiel.

Während aber so die Reisenden Moskau und Umgegend mit staunenden, sinnenden Augen durchstreiften und nur gelegentlich den Überreichtum fremdartiger Eindrücke durch die Lektüre der Vossischen Zeitung, die sie in einer kleinen Konditorei mit Vergnügen entdeckt hatten, auszugleichen und zu mildern sich bestrebten, erwachte

1840 – 1844.

immer stürmischer die Sehnsucht nach Hause. Am 8. Mai ward die Rückreise nach Petersburg angetreten; diesmal ging die Fahrt in den grünenden Frühling hinein, und Petersburg grüßte nun im Sommerkleid. Zehn Tage später wurde in Kronstadt das Schiff bestiegen, das sie nach Swinemünde führte. Über letzte Petersburger Eindrücke berichtet die Nachschrift Schumanns zu einem von Clara an ihren Vater gerichteten Briefe:

Schumann an Fr. Wieck.*

Petersburg, Mitte Mai 1844.

Der Himmel verspricht zu morgen eine schöne Fahrt, das Wetter ist wundervoll und alles Grün schon heraus. Wahrhaft zauberisch sind hier die hellen Nächte; man braucht schon jetzt den Abend nicht mehr Licht zu brennen.

Gestern hatten wir noch einen interessanten Tag; früh[?] in Zarskoj-eSselo, wo wir mit H. Romberg und Graf Wielhorsky hinfuhren, und abends bei der Großfürstin Helene, die uns zu sich eingeladen hatte. Clara spielte wundervoll. Die Großfürstin war (nach Henselts Aussage) gegen uns, wie sie nie gegen Künstler sich gezeigt; übrigens eine wahrhaft königliche Frau, die schon vielen Männern den Kopf verrückt, dabei höchst klug und unterrichtet; wir sprachen viel davon, ob nicht in Petersburg ein Conservatorium zu gründen ginge, und sie hätte uns wohl gern gleich hier behalten.

Die Reise nach Schweden haben wir aufgegeben; es zieht uns zu sehr nach der Heimat und zu unsern Kindern zurück. Ende des Monats hoffen wir, Sie, lieber Papa, doch gewiß in Leipzig zu sehen? Wir werden uns auf der Rückreise nur in Swinemünde aufhalten, um nach der Insel Rügen hinüberzufahren. Einstweilen noch einen poetischen Gruß aus Moskau, den ich mir Ihnen persönlich zu übergeben nicht getraue. Es ist versteckte Musik, da zum Componieren keine Ruhe und Zeit war.

Herzliche Grüße an Ihre Frau und Kinder, möchten wir uns alle glücklich wiederfinden.

Ihr R. S.

* Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 266 S. 239.

Wenn wir das Ergebnis der in den vorangehenden Briefen in ihren Hauptzügen geschilderten gemeinsamen Künstlerreise zusammenfassen, so springt als das Bedeutsamste zunächst in die Augen, daß sie außer einer Fülle rein menschlicher Anregungen beiden durch den Einblick in die halb orientalische Kultur des Zarenreiches eine immer wieder als Bereicherung ihres Innenlebens empfundene Erweiterung ihres geistigen Horizonts bescherte, die sie sich in diesem Umfange doch nicht hatten träumen lassen. Schumanns Reisenotizen und die auf ihnen fußenden Tagebuchaufzeichnungen seiner Frau legen für die Schärfe der Beobachtung und die wachsende Treffsicherheit der Urteile der Reisenden ein ungemein beredtes Zeugnis ab, das es bedauern läßt, daß in diesem Rahmen ein näheres Eingehen darauf nicht möglich ist. Als zweites: eine für Clara nach den Erlebnissen der letzten Jahre doppelt wertvolle Bestätigung und Bekräftigung ihres künstlerischen Ansehens, ihrer Bedeutung als einer mit keiner andern zu vergleichenden und zu verwechselnden künstlerischen Individualität; ein Erfolg, um so schwerwiegender, als er auf einem ganz fremden, in mancher Hinsicht sehr spröden Boden, einer ihren Kunstidealen widerstrebenden Geschmacksrichtung zum Trotz, Schritt für Schritt mühsam erkämpft werden mußte. Als drittes: der endlich einmal dem Aufwand idealer Bestrebungen entsprechende erfreuliche materielle Ertrag, so daß auch dieser Zweck der Reise als erreicht angesehen werden konnte. Als viertes: etwas in dem Grade kaum erwartetes und darum um so mehr beglückendes, nämlich die den musikalischen Kreisen Rußlands auf einmal aufgegangene Erkenntnis, daß Dr. Robert Schumann nicht bloß der „hochverdiente Redakteur der neuen Leipziger Zeitschrift für Musik, die auch in Petersburg eifrig gelesen wird“, „der wesentliche Bearbeiter und Beförderer der neuen romantischen Richtung“ sei, wie ihn die St. Petersburger Zeitung zunächst noch beim Publikum glauben zu müssen, sondern ein großer Tonsetzer, unter den Lebenden nur mit dem ihnen seit lange vertrauten Mendelssohn vergleichbar. Der Bahnbrecher zu

1840 – 1844.

dieser Erkenntnis war das Quintett, das überraschend schnell verstanden und gewürdigt wurde.

Aber eben diese Reise wurde gerade für Schumann noch in ganz anderm entgegengesetztem Sinn bedeutungsvoll. Es ward schon angedeutet, daß, wenn er gehofft hatte, auf ihr, seinen Redaktionsgeschäften entrückt, Muße zu schöpferischer Arbeit zu finden, er eine schmerzliche Enttäuschung erfuhr; vielmehr sah er sich in dieser geschäftigen Unruhe zu einer tatenlosen Muße verdammt, die gleich nachteilig auf sein körperliches und geistiges Wohlbefinden einwirkte. Bereits in Dorpat hatte ihn, wie wir aus Claras Briefen hörten, ein plötzlicher Krankheitsanfall – rheumatische Beschwerden mit Angsterscheinungen, aus denen die Ärzte, wie es scheint, nichts zu machen wußten – in trübste Melancholie versenkt, und diese Melancholie blieb auch mit wechselnden körperlichen Begleiterscheinungen – in Moskau heftige Schwindelanfälle – auf der ganzen Reise seine Begleiterin. Immer wieder ist in seinen Notizen davon die Rede, und die Versuche, ihrer auf langen einsamen Wanderungen Herr zu werden, waren jedenfalls nur von vorübergehendem Erfolg. Es ist nicht ganz klar, ob persönliche Erfahrungen im Verkehr mit der Gesellschaft, hervorgerufen durch die unter allen Umständen heikle Situation, daß er diesen Leuten zunächst nicht als Robert Schumann, sondern als der Mann von Clara Wieck gegenübertrat; also Kränkungen seines Ehr- und Selbstgefühls, von denen gelegentlich in seinen Aufzeichnungen die Rede ist, diese Zustände hervorriefen, oder ob aus dieser Stimmung heraus sich erst eine Überempfindlichkeit entwickelte, die harmlose Ungeschicklichkeiten schwerer nahm, als sie wert waren. Für letzteres spricht, daß Clara offenbar in den meisten Fällen von diesen Dingen keine Ahnung hatte. Gelegentlich einer Moskauer Abendgesellschaft heißt es in ihre Tagebuchaufzeichnungen (die sie erst nach der Rückkehr nach Deutschland aus der Erinnerung mit Hilfe von Schumanns kurzen Notizen zusammenstellte) einmal: „Robert schreibt hier: „Kränkungen kaum zu

ertragen und Claras Benehmen dabei!“ ich weiß von nichts, es scheint mir aber jetzt bei Durchlesung der Notizenblätter, daß ich oft Roberts Unwillen erregt habe, in böser Absicht gewiß nicht.“ Sicher aber hat Schumann unter diesen Stimmungen auf der ganzen Reise schwer gelitten, um so mehr, als er, wie aus dieser Äußerung Claras hervorgeht, sich nicht durch Aussprache zu erleichtern imstande war, sondern wirkliche oder vermeintliche Kränkungen in sich hineinfräß. Die Musik ruhte ganz, dagegen suchte sich seine bedrängte Phantasie gerade in den dunkelsten Stunden im dichterischen Schaffen einen Ausweg, ein Feld der Betätigung. „Morgens dichtete Robert immer“, schreibt Clara im Moskauer Tagebuch, „und dann führte unser Weg immer nach dem Kreml, der Roberts Phantasie immer von neuem erweckte.“

Die so entstandenen Dichtungen, fünf an der Zahl, – es sind dieselben, die er im Briefe an den Schwiegervater so ungemein bezeichnend als „versteckte Musik, da zum Componieren keine Zeit und Ruhe war“, bezeichnete, – haben eine innere Einheit nicht nur dadurch, daß sie alle aus historischen, durch den Anblick des Kremles geweckten Erinnerungen erwachsen sind, sondern auch darin, daß die beiden ersten, die sich mit dem stolzen Glockengießer Iwan Walikii und seiner beim Guß verunglückten Glocke beschäftigen, in eine eigentümlich symbolische Beziehung zu dem frevelhaften Stolz des andern Glockengießers Napoleon und dem Schicksal, das ihn in Moskau ereilte, gebracht werden. Man kann sie nicht ohne schmerzliche Erschütterung lesen, diese in der Form wie im Inhalt eine merkwürdige Hilflosigkeit, einen auffallenden Mangel eigentlicher Gestaltungskraft verratenden Zeugen dunkelster Stunden. Erscheinen sie jetzt doch wie Vorboten der Schatten, die zehn Jahre später für immer über sein Leben Macht gewannen.

Der 30. Mai fand die Familie, Eltern und Kinder, wieder in der Inselstraße vereint. „Wir konnten uns noch lange gar nicht recht wieder an Leipzig gewöhnen“, schreibt Clara im Tage-

1840 – 1844.

buch*, „alles kam uns so öde, so leer vor, trotzdem wir doch in unsrer alten Häuslichkeit wieder waren und unsre Kinder wieder hatten. Dazu kam Roberts immerwährendes Unwohlsein, was eigentlich die ganze Reise dauerte, doch immer zurückgehalten war.“

Trotzdem schien zunächst zu weiteren Besorgnissen kein Anlaß, ja, ungeachtet des körperlichen Unbehagens schien der Heimatsboden und die Ruhe der Häuslichkeit Schumanns Schaffenslust und Kraft günstig zu beeinflussen. Opernpläne tauchten wieder auf: Byrons Korsar, den ihm Dr. Marbach bearbeiten sollte. Vor allem aber trat jetzt eine ganz neue Arbeit in den Vordergrund: die Komposition der Schlußszenen des zweiten Teils des Faust. Auf seinem Dorpater Krankenlager hatte er sich mit beiden Teilen des Faust eingehend beschäftigt, und wohl schon in diesen Tagen war der Plan entstanden, der dann aber infolge der Reiseunruhe nicht zur Ausführung kam. Im Juli brachte ein unerwarteter Besuch von Andersen Anregung, aber auch eine kleine Enttäuschung, daß der Kopenhagener Freund die ihm von Livia Frege vorgesungenen Schumannschen Kompositionen seiner Lieder und Beethovens Es-dur-Sonate ziemlich gleichgültig aufnahm. Im übrigen verging auch dieser Monat noch in guter Stimmung, die auch durch nachträgliche Skrupel, die sich Schumann wegen der, wie er meinte, zu voreiligen Niederlegung seiner Redaktion machte, nicht merklich getrübt wurde. Anfang August begannen beide (Clara zum erstenmal) den Unterricht an der Musikschule und rüsteten sich auf einen stillen arbeitsreichen Winter, da der ursprüngliche Plan einer Kunstreise nach Belgien, Holland und England mit Rücksicht auf neue Mutterhoffnungen Claras aufgegeben werden mußte.

Da erkrankte Schumann Mitte August ernstlich; trotzdem fuhr er bei vorübergehender Besserung fort, am Faust zu arbeiten, den er auch bis zum Schlußchor vollendete, aber wie es im Tagebuch heißt, „mit Auf-

* Diese Eintragungen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1844 stammen erst aus dem Februar 1845, da im November 1844 das Tagebuch Juni – November 1841 verloren gegangen war.

opferung der letzten Kräfte.“ Ein völliger Zusammenbruch folgte, „eine gänzliche Abspannung der Nerven, die ihm jede Arbeit unmöglich machte.“

Unglücklicherweise fiel damit zeitlich eine öffentliche Kränkung oder jedenfalls etwas, was er und die Seinigen so auffaßten, zusammen: die Erwählung Gades zum Dirigenten der Gewandhauskonzerte für den Winter 1844/45. Obwohl Schumann selbst, so wie die Dinge lagen, schwerlich den Posten zu übernehmen geneigt gewesen wäre, empfand er doch, und wohl nicht mit Unrecht, es als einen Mangel an Aufmerksamkeit, daß man, ohne vorher auch nur bei ihm anzufragen, einen Ausländer an das durch Mendelssohns Abwesenheit verwaiste Dirigentenpult berufen hatte.

Eine Mitte September zur Zerstreung unternommene Reise in den Harz verfehlt ihren Zweck vollständig; unmittelbar nach der Rückkehr verschlechterte sich der Zustand mehr und mehr, so daß er zuletzt förmlich zum Liegen kam, „kaum über das Zimmer ohne größere Anstrengung gehen konnte. Nach einer fehlgeschlagenen Kur mit Karlsbader Salz, die den nervös Überreizten noch mehr schwächte, ward endlich Ende September der Entschluß gefaßt, auf einige Wochen nach Dresden zu gehen. „Wir hofften“, schreibt Clara, „die andre Gegend, andre Menschen sollten wohlthätig auf Robert wirken.“

Am 3. Oktober erfolgte die Abreise. „Die Fahrt war schrecklich, Robert dachte, es nicht überstehen zu können.“ Und in Dresden selbst, vielleicht nicht zum wenigsten infolge gutgemeinter Versuche Wiecks, der Schumann „gewaltsam herausreißen wollte“, ward es immer schlimmer. „Es vergingen nun 8 schreckliche Tage“, heißt es im Tagebuch: „Robert schlief keine Nacht, seine Phantasie malte ihm die schrecklichsten Bilder aus, früh fand ich ihn gewöhnlich in Tränen schwimmend, er gab sich gänzlich auf.“ Der homöopathische Arzt verordnete fleißige Bewegung und Enthaltung von jeder Arbeit. Zu letzterer war er ohnehin außerstande, und das Gehen ward ihm sehr schwer. Sturzbäder, die der Patient, wie es scheint, sich selbst verordnete, wirken nur vorübergehend woltuend. Bisher hatte man

1840 – 1844.

im Hotel gewohnt; da der Kranke sich aber nicht entschließen konnte, nach Leipzig zurückzugehen, siedelten sie nach 8 Tagen in ein Privatlogis über, das zunächst nur als eine Übergangsstation für einen geplanten mehrwöchigen Besuch bei Schumanns Bruder Carl in Schneeberg gedacht war. Die Erkrankung des ältesten Töchterchens aber und eine gleichzeitig eintretende leise Besserung in Schumanns Befinden zeitigten Mitte Oktober den neuen Entschluß, überhaupt ganz – zunächst allerdings nur für den Winter – nach Dresden zu übersiedeln. Am 17. Oktober ward in der Waisenhausstraße Nr. 35 eine hübsche Parterrewohnung gemietet und Mitte Dezember bezogen. Die Zwischenzeit füllten, abgesehen von den Umzugssorgen und –Geschäften, ein mehrtägiger Besuch in Maxen bei Serres, mancherlei Geselligkeit in Dresden, was alles Schumanns allmählich sich bessernder Zustand gestattete, auch einige Konzertreisen nach Halle und Leipzig aus. Am 29. November war noch einmal die Leipziger musikalische Gesellschaft, Mendelssohn an der Spitze, im Härtelschen Hause vereint. Die ersten Künstler, unter ihnen auch der junge Joachim, vereinigten sich zur Wiedergabe von Mendelssohns Oktett; Livia Frege sang, und Clara spielte mit Mendelssohn zwei Stücke aus dem „Sommernachtstraum“, „das erste in einem Tempo, daß mir Sehen und Hören verging.“

Am 5. Dezember spielte Clara im Gewandhauskonzert zum erstenmal das Es-dur-Konzert von Beethoven, „nach langem Bestreben und Wünschen“ nicht ohne Befangenheit, denn es ist das schwerste Konzert, welches ich kenne, es verlangt die größte Ausdauer und durchaus geistige Auffassung“, heißt es im Tagebuch. „Das Publikum“, fährt sie fort, „nahm mich enthusiastisch auf, was mich doppelt freute, als es gewiß zum Teil auch Anhänglichkeit an das alte Vaterlandskind war.“

Am 8. Dezember, einem Sonntag, gab das Ehepaar Schumann seinen Freunden eine Abschiedsmatinee, in der Roberts Es-dur-Quartett, zum erstenmal gespielt, großen Beifall erntete, und in

der Clara mit der Beethovenschen C-dur-Sonate, trotzdem sie kaum die Finger vor Kälte rühren konnte, schloß.

Am 13. erfolgte der Abschied von Leipzig, „nicht ohne Tränen“, heißt es im Tagebuch, „obgleich mich eigentlich wenig mehr, als daß es mein Geburtsort, fesseln konnte.“

Wohl jeder, der aus eigener Willkür oder aus innern und äußern zwingenden Gründen seinen Wohnort wechselt, wird geneigt sein, sich das Scheiden dadurch leicht zu machen, daß er die Schattenseiten und Nachteile der alten Heimat zugunsten der neuen betont, daß er sich und andern einzureden versucht, das, was man hier aufgäbe, werde dort reichlich aufgewogen.

Lag es in diesem Falle auch so? oder war Leipzig wirklich für die Scheidenden nie etwas mehr gewesen als Claras Vaterstadt? Diese Fragen drängten sich heran und heischen Antwort, in dem Augenblick, wo Robert und Clara Schumann aus dem Musikleben Leipzigs scheiden, in dessen Mittelpunkt sie fast ein Jahrzehnt gestanden hatten. Und sie sind nicht beantwortet mit dem Hinweis auf Schumanns Krankheit und auch nicht mit dem auf seine Verstimmung über die Wahl Gades zum Statthalter Mendelssohns. Denn diese beiden Tatsachen erklären wohl den plötzlichen äußeren Abbruch, nicht aber werfen sie ein Licht auf die innern Beziehungen Robert und Clara Schumanns zum Leipziger Musikleben in der ersten Hälfte der vierziger Jahre und damit auf die innern Gründe ihrer Loslösung. Um diesen nachzugehen, bedarf es vielmehr einer wenn auch noch so gedrängten Übersicht der Faktoren, die in diesem Zeitraum teils dauernd teil vorübergehend im Musikleben Leipzigs eine Rolle gespielt haben. An erster Stelle gedenken wir hier natürlich Mendelssohns.

So wie er in diesen Jahren das musikalische Leben, nicht nur in Leipzig, sondern in Deutschland überhaupt, unbedingt beherrscht, für die musikalische Geschmacksrichtung der Tonangeber ist, so ist er auch für Schumann und seine Frau, wenn auch in etwas anderm Sinne

1840 – 1844.

ein Mittelpunkt geistiger Anregung und zugleich ein Gegenstand persönlicher Verehrung gewesen, der außerhalb jedes Vergleiches mit andern stand. Und wenn daher Schumann gelegentlich als einen der Gründe ihres Fortganges von Leipzig angibt: „seit Mendelssohn von Leipzig weg ist, will es uns auch musikalisch nicht mehr behagen, so ist das eher zu wenig als zu viel gesagt. Denn Schumanns Verhältnis zu Mendelssohn beruhte, so hoch er den Künstler in ihm schätzte, doch vor allem auf einer aus freudigster Überzeugung hervorgewachsenen bedingungslosen Bewunderung der ganzen Persönlichkeit. „Liebe und Verehrung“, schreibt er 1841* nach einem längern Zusammensein mit Mendelssohn, „sind die beiden Gefühle, die, so oft man mit ihm verkehrt, für ihn rege werden. Ein Politiker ist er auch; doch ist das nur der hundertste Teil seines vielgestaltigen Wesens.“

Es ist ungemein einleuchtend, daß gerade eine Natur wie die Robert Schumanns, der es so schwer ward, den Dissonanzen des Lebens gegenüber sich das innere Gleichgewicht zu wahren, die wundervolle Harmonie der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Mendelssohns, deren Zauber sich keiner der Zeitgenossen entziehen konnte, wie eine moralische Genugtuung empfand und den Verkehr mit ihm als einen ästhetischen Genuß ohnegleichen. Genugtuung, daß höchste Künstlerschaft und ideale Menschlichkeit doch in einem Menschen rein und friedlich miteinander hausen könnten, und Genuß, die Wirkungen dieser Harmonie an sich und andern zu beobachten. „Er erschien“, schreibt er nach seinem Tode, „wie jenes Wunderbild, immer, stets um einige Zoll höher, als man sich selbst fühlte“**. Alles, was er an sich schmerzlich vermißte, fand er in Mendelssohn und freute sich neidlos, daß es jedenfalls einer hätte. Er notiert einmal 1846 in seinen Tagebuchblättern, Mendelssohn

* Tagebuch 14.-21. März 1841.

** Brief an Laurens vom 23. April 1848. Briefe N. F. 2. Aufl. Nr. 315 S. 282

habe behauptet, „es gäbe keinen ästhetisch gebildeten Menschen“. Das, was er aber in Mendelssohn bewunderte, war wohl eben der ästhetisch gebildete Mensch im höchsten Sinne des Wortes.

Es will sicher viel sagen, kann aber nach dem eben Bemerkten nicht mehr befremdlich erscheinen, daß in dem Zusammenleben zweier schöpferischer Geister von so ausgesprochener Eigenart in jahrelangem Verkehr kaum je ein Mißton angeklungen hat, trotzdem es im beiderseitigen Freundes- und Bewundererkreise nicht an Elementen fehlte, die kleine unvermeidbare Reibungen zu großen Staatsaktionen aufzubauschen sowohl Begabung als Lust zeigten. Über Ränke einer Mendelssohnclique fallen wohl in spätern Jahren gelegentlich scharfe Äußerungen, über Mendelssohn selbst nie; die zwei oder drei Ausnahmen, die aus augenblicklicher Reizbarkeit*, trüber schwarzseherischer

* Mir ist aus diesen Jahren nur ein Fall bekannt, wo es zwischen Mendelssohn und Schumann wirklich eine Verstimmung gegeben hatte, die, wie fast immer in solchen Fällen, aus Mißverständnissen entstand, und diese wieder waren hervorgerufen, was ebenfalls für derartigen Konflikte zwischen großen Naturen typisch ist, nicht so sehr durch persönliche Meinungsverschiedenheiten, als durch Klatschereien und Hetzereien der „guten Freunde.“ Es handelt sich um Vorfälle gelegentlich der Aufführung von Schumanns C-dur-Symphonie unter Mendelssohn im November 1846. Ungünstige Eindrücke, die Schumann bei der Probe von den Leistungen des Orchesters empfangen und auch ausgesprochen hatte, gaben den Nährboden für eine einstweilige latente Gereiztheit und Nervosität auf beiden Seiten. Die Symphonie ging am Abend selbst trotzdem gut und fand auch großen Beifall, hätte aber vielleicht noch mehr Eindruck gemacht, wenn nicht das Publikum durch ungewöhnlich viel vorangegangene Instrumentalmusik schon etwas ermüdet gewesen wäre; und das wieder wäre, nach Ansicht der „Freunde“, zu vermeiden gewesen, wenn Mendelssohn nicht die lange Tellouvertüre hätte wiederholen lassen. Davon blieb bei Schumanns ein Stachel zurück. Wirklich peinlich aber ward die Sache erst durch einige sehr taktlose gehässige Anremplungen Mendelssohns im Leipziger Tageblatt, mit denen Schumanns, die gerade von Mendelssohns „herrlicher“ Leitung an dem Abend sehr befriedigt waren, natürlich nicht das geringste zu tun hatten, die aber wieder bei Mendelssohn, der sich aus dem Hinterhalt hämisch angegriffen sah, eine Gereiztheit hervorriefen, die sich nicht gegen Schumann richtete, aber doch bei den weiteren Verhandlungen über eine zweite Aufführung unter seiner Leitung eine Gewitteratmosphäre erzeugte, die in einer Reihe von kleinen nervösen „Mißverständnissen“ auf beiden Seiten sich entlud. Der Klatsch der beiderseitigen guten Freunde tat das übrige, und das Ergebnis war eine

1840 – 1844.

Stimmung sich erklären verschwinden und verhalten unter den zahllosen immer wiederkehrenden spontanen Äußerungen wandellosen Vertrauens.

Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Äußerung Schumanns aus dem Frühling 1843*: „Mit Mendelssohn hab ich manche trauliche Stunde verlebt. Die äußern Ehren, die ihm alle geschehen, haben ihn nur zugänglicher, bescheidener gemacht. Er mag wohl auch fühlen, daß er jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes steht, daß er sich kaum steigern kann. Drum hab ich manchmal einen Zug von Trauer an ihm gespürt, den er sonst nie hatte. Wie freue ich mich, der schönen blühenden Zeit anzugehören, wie wir sie jetzt haben. Überall regt es sich für das Gute in der Musik; die Teilnahme des Publikums ist außerordentlich; noch Vieles wird von hier ausgehen.“

Diese Äußerung erscheint bedeutsam auch insofern, als man die gehobene Stimmung, die aus den letzten Worten spricht, in unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang mit Mendelssohn bringen möchte, den Schumann als den „höchsten Kritiker, der das klarste Auge von allen lebenden Musikern habe,** verehrte. Und wie ein Nachklang dieser und ähnlicher Stunden berührt daher auch Claras Wort im Tagebuch*** nach Mendelssohns Tod: „Sein Verlust ist für Robert doppelt unersetzlich, denn er war es ja, dem Robert als Künstler am nächsten stand, mit dem Robert am liebsten seine Emp-

durch die Nervosität des Dirigenten nicht ganz auf der Höhe stehende Wiederholung und eine auf beiden Seiten noch eine Weile nachzitternde Unbehaglichkeit. Ich erwähne diese Sache an dieser Stelle nur, um biographischen Kärrnern dadurch ein für allemal diesen „Stoff“, wenigstens für Betrachtungen aus der Maulwurfsperspektive, untauglich zu machen und gerade an diesem Beispiel zu zeigen, wie viel nötiger als jedem gewöhnlichen Sterblichen den Großen das Gebet ist: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden!“

* Tagebuch 1843. 17. Februar.

** Tagebuch 1842. Oktober.

*** 5. November 1847.

findungen und Ansichten über die Kunst austauschte, dessen Unterhaltung immer so schön und erfrischend auf den Geist wirkte.“

Wenn ich die persönliche Verehrung Schumanns für Mendelssohn als Idealtypus eines Künstlers so stark betone, so darf das natürlich nicht so verstanden werden, als ob er ihn als künstlerische Individualität nicht in gleichem Maße zu würdigen vermocht hätte. Wer Schumanns Schriften kennt, weiß, daß das Gegenteil der Fall war. Ja, die Würdigung der Eigenart des mitstrebenden und voranstrebenden Zeitgenossen ist sicher eher da gewesen als jene Bewunderung für den Universalmenschen. Aber auch das ist wohl sicher, daß, je stärker Schumanns eigene künstlerische Individualität zur schöpferischen Betätigung drängte, er eines gewissen Gegensatzes zu Mendelssohn sich bewußt wurde, und zwar gerade um der Eigenschaft willen, die ihn am Menschen Mendelssohn am meisten anzog, weil sie ihm selber versagt war. Er vergleicht Mendelssohn gern mit Mozart, stellt ihn jenem als ebenbürtig an die Seite. „Das Lächeln um die Lippen hat niemand schöner als er“, sagt er einmal von Mendelssohn und von seinem Spiel „Ich denke mir oft, Mozart müsse so gespielt haben.“ „Er ist der Mozart des 19. Jahrhunderts“, heißt es bei der Besprechung von Mendelssohns D-Moll-Trio**, „der hellste Musiker, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchschaut und zuerst versöhnt. Und er wird auch nicht der letzte Künstler sein. Nach Mozart kam ein Beethoven.“ Diese Perspektive deutet sehr fein und doch scharf die Grenzlinie an, an der Schumanns und Mendelssohns Individualitäten sich trennten; man muß sich nur klar darüber sein, daß es sich bei dieser Gegenüberstellung Mozart – Beethoven, bei dem ganzen Vergleich überhaupt, nicht so sehr um eine Werteinschätzung als um eine Temperaments-, vielleicht richtiger Charakterbestimmung, handelt.

* Schriften II S. 146. (1837.)

** Schriften II S. 280. (1840.)

1840 – 1844.

Wenn dem gegenüber Mendelssohns Stellung zu Schumann nicht so klar übersehbar und vor allem nicht mit so vielen unmittelbaren Zeugnissen belegbar ist, so liegt der Grund dafür wohl zum Teil darin, daß letzterer eben nicht wie jener eine öffentliche kritische Tätigkeit ausübte. Aber es kommen doch auch noch andere Gründe allgemeiner und persönlicher Natur in Betracht. Vor allem, daß für den schwer sich erschließenden und leicht mißtrauenden Schumann Mendelssohn in seiner vornehmen Lauterkeit ein unschätzbares Gut bedeutete, während Mendelssohn, so hoch er Schumanns künstlerische Bedeutung und die Vorzüge seines Charakters einschätzen mochte, doch dank seinem glücklichen Temperament und seiner auf den Höhen des Lebens im bunten Wechsel bedeutender Ereignisse und bedeutender Menschen sich bewegenden Laufbahn auf eine so ausschließliche Hingabe an einen noch so Bedeutenden weit weniger Gewicht legen mußte als jener. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung der Schluß eines Briefes von Schumann an Mendelssohn aus dem September 1845*: „Bald schreibe ich Ihnen wieder – überhaupt könnten wir es einander nicht von Zeit auch ohne hinreichenden Grund? Wäre unsre Freundschaft Wein, so wäre es jetzt schon ein guter Jahrgang (heute vor 10 Jahren Rosenthal), vielleicht denken Sie wie ich und schreiben mir bald einmal wieder.“ Mendelssohn aber schrieb nie „ohne hinreichenden Grund.“ Wer so vielen gibt, kann dem einzelnen nur wenig geben. Wenn Schumann das nicht so empfand und in den Stunden ihres Beisammenseins immer das Gefühl innigsten vertrautesten Verkehrs hatte, so mochte das wohl einerseits an der glänzenden geselligen Begabung Mendelssohns, andererseits aber wohl auch daran liegen, daß Mendelssohn in diesen Augenblicken wirklich mit ganzer Seele sich dem Ebenbürtigen gab und erschloß.** Doch

* Vgl. Briefe N. F. 2. Auf. Nr. 278, S. 249. Der Brief ist dort unvollständig und ohne diesen Schluß abgedruckt.

** So erklärt sich sehr einfach auch die Tatsache, die wohl manchem Leser der

es kam wohl noch etwas hinzu. Ein Zweifel an der freundschaftlichen Gesinnung Mendelssohns gegen Schumann ist ausgeschlossen, aber sie war, auch von den oben schon erwähnten Verschiedenheiten ihrer Stellung abgesehen, durchaus anderer Natur als die, die Schumann ihm entgegenbrachte. Bei Schumann war es Herzenssache, bei Mendelssohn wohl mehr, wenn nicht ausschließlich, Verstandessache. Er respektierte Schumann, aber eigentlich sympathisch war er ihm wohl nie. Und so stand er auch offenbar zu Schumanns Musik. Er nahm sie mit dem Verstand in sich auf, würdigte sie rein objektiv als vornehmste Kunstleistung und scheute keine Mühe, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit für sie einzutreten und dem jüngeren Freunde und in gewissem Sinne Rivalen die Wege zu bahnen, aber seinem persönlichen Kunstepfinden blieb sie fremd.

Daß es so sei, das hat, wie oft in ähnlichen Fällen, die Frau wohl früher und stärker empfunden als der Mann, ohne daß aber je darunter ihre persönliche Verehrung für Mendelssohn, das Vertrauen in seine selbstlose Freundschaft gelitten hätte. Im Gegenteil, zwischen Clara und Mendelssohn entwickelte sich gerade, seit sie Schumanns Frau geworden, mehr und mehr ein gegenseitiges, diesmal wirklich auf Sympathie beruhendes persönliches Vertrauensverhältnis, das sich in jeder Lebenslage, in Scherz und Ernst bewährte und das in manchen schweren Tagen und Stunden, wo sie von quälenden Sorgen um Robert und ihre gemeinsame Zukunft gepeinigt und doch in heiliger Scheu, den Geliebten damit in seiner Schöpferwirksamkeit zu stören, ihr den Mut gab, sich an Mendelssohn um Rat und Trost zu wenden. So in jenen schweren Herbstwochen des Jahres 1843, wo sie angesichts Roberts Unfähigkeit, zu einem Entschluß wegen

„Familie Mendelssohn“ aufgefallen ist, daß in den Briefen Mendelssohns aus den Jahren, in denen er, wie wir aus Schumanns Tagebüchern wissen, in nahem freundschaftlichem Verkehr mit Schumann stand, Schumanns Name kaum erwähnt ist.

1840 – 1844.

der längst geplanten Reise zu kommen, sich nicht anders zu helfen wußte, als indem sie Mendelssohn in ihre Sorgen einweihte. „Mein Mann“, schreibt sie am 9. Dezember an Mendelssohn, „spricht jetzt ernstlich von unsrer Reise, worüber ich sehr glücklich bin, ich weiß aber auch, wem ich dies zu danken habe. Wenn ich an den Morgen denke, wo ich in Verzweiflung zu Ihnen kam, schäme ich mich und denke, ich muß Ihnen recht kindisch erschienen sein, doch werde ich nie vergessen, wie freundlich und geduldig Sie mich anhörten, und mit welcher Vertrauen erweckenden Teilnahme Sie allen meinen Wünschen entgegenkamen.“

Tatsächlich hat auch Mendelssohn von Anfang an keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne ihr in der herzlichsten und ritterlichsten Form, sowohl im häuslichen Kreise wie beim gemeinsamen öffentlichen Auftreten wie in der Gesellschaft, seine freundschaftliche Sympathie und seinen großen Respekt vor ihrer Künstlerschaft, der zweifellos bei ihm Ausdruck innerster Überzeugung war, zu bekunden, sie immer, ohne daß es irgendwie den Anschein von etwas Gewolltem gehabt hätte, als in jeder Beziehung ebenbürtig zu behandeln. Was das bei Mendelssohns Ansehen und was gerade in den schweren Konflikten zwischen Künstlertum und Hausfrauenpflichten, die Clara in diesen Jahren durchzukämpfen hatte, für sie die Stärkung ihres Selbstvertrauens, die Verschärfung ihres künstlerischen Verantwortungsgefühles, bedeuten mußte, liegt auf der Hand. Wenn sie trotzdem, und trotzdem Mendelssohn, namentlich in den ersten beiden Jahren, in zwanglos freundschaftlichem Verkehr bei ihnen aus und ein ging – er war ja auch der Pate des ersten Kindes –, bei ihm nie ganz ein Gefühl von leiser Scheu überwinden konnte, das sie andern Künstlerfreunden, z. B. nachmals Bendemann, gegenüber nicht kannte,* so lag das wohl vor allem darin, daß für ihre eigenste Kunst ihr Mendelssohn seit

* Sie äußert sich über diesen Unterschied im Verkehre mit Bendemann und Mendelssohn gelegentlich im Tagebuch kurz vor Mendelssohns Tod.

Jahren das höchste, unerreichbare künstlerische Ideal gewesen war und es auch blieb. Bezeichnend ist ein Vorfall aus dem ersten Jahr ihrer Ehe im März 1841. Mendelssohn ist eines Abends gekommen, um mit ihr sein neu komponiertes Duo, das in ihrem ersten Konzerte als Clara Schumann gespielt werden sollte, zu üben: „Wir spielten es, es mißfiel ihm, und er geriet in einen komischen Zorn, weil er sich einiges schöner gedacht.“ Dann setzt sich Mendelssohn ans Klavier und spielt einige Lieder ohne Worte, darunter ein Volkslied, einzig schön. Aber die einsame junge Frau ist unfähig mit zu genießen, weil sie den Abstand zwischen dieser Kunst und ihrer eigenen wie einen Schmerz empfindet: „ich sah Roberts freudestrahlenden Blick dabei, und es war mir so schmerzlich, daß ich fühlen mußte, dies ihm nie bieten zu können. Ich schämte mich später meinen Tränen, die ich im Beisein Mendelssohns vergossen, doch konnte ich nicht anders.“

Mit welcher Liebenswürdigkeit und welcher Feinfühligkeit aber Mendelssohn ihr über solche Kleinmutsanwandlungen hinwegzuhelfen, ja ihnen vorzubeugen wußte, beweist eine hübsche Episode aus dem März 1846 in Dresden. In einer großen Gesellschaft bei Bendemanns, in der das Ehepaar Schumann und Mendelssohn anwesend sind, wird Mendelssohn gebeten, die F-moll Sonate von Beethoven zu spielen. Er erklärt sich bereit, zugleich aber, daß er den letzten Satz nicht spielen könne, den müsse Frau Schumann spielen. Diese, die seit 7 Wochen keine Taste angerührt hat, erklärt ihrerseits, davon könne keine Rede sein. „Er setzte sich ans Klavier“, heißt es nun im Tagebuch, „drohte mir aber, nach dem Adagio aufzuhören und es von mir abhängig zu machen, ob die Leute den letzten Satz hören sollten oder nicht. Er spielte bis zu den letzten Akkorden, auf dem zweiten verminderten Septimenakkord blieb er lange liegen, und als ich nicht kam, stand er auf und wiederholte abermals, er könne den Satz nicht – somit zwang er mich, ihn zu spielen, und, trotzdem mir der Schreck in alle Glieder gefahren, ging es doch so leidlich.“ „Ich bin überzeugt“, schließt sie, „es war nur Galanterie von ihm,

1840 – 1844.

denn er beweist mir immer Aufmerksamkeiten, wo er es nur kann.“

Alles in allem, man begreift vollkommen, wie durch Mendelssohns Fortgang Leipzig, wenn nicht jeden, so doch den Hauptreiz für Schumanns verlieren und ihnen dadurch ihre eigene Loslösung aus diesen Verhältnissen leichter und natürlicher vorkommen konnte. Denn einen solchen idealen, die höchsten menschlichen und künstlerischen Lebensansprüche von Mann und Frau gleich befriedigenden Freundesverkehr, wie sie ihn an Mendelssohn gehabt hatten, vermochte ihnen keine Stadt der Welt sonst zu bieten. Und da schien es am Ende ziemlich gleichgültig, ob man am Orte blieb oder einen andern wählte.

Aber wenn Schumann in demselben Briefe, in dem er Mendelssohns Fortgang als einen der Hauptgründe ihres Scheidens von Leipzig bezeichnet, gleichzeitig betont: „Doch bleibt Leipzig für Musik noch immer die bedeutendste Stadt, und ich würde jedem jungen Talente raten, dahin zu gehen, wo man so viel und soviel gute Musik hört“, so sollten beide in der Folge nur zu bald erfahren, daß sie diese Seite, die Bedeutung Leipzigs als Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Deutschland, doch bei der Verlegung ihres Wohnsitzes von dort nicht genügend als Grundlage für ihr eigenes Behagen gewürdigt hatten, und daß, so sehr sie beide neben Mendelssohn die Veranlassung dieser Blüte waren, sie mit der in ihren Persönlichkeiten ruhenden anregenden Kraft nicht auch gewisse am Boden haftende, durch die Überlieferungen und durch die Lage des Orts gegebene, dieser Kunstentwicklung günstige Elemente einfach an einen andern Ort mitnehmen konnten. An erster Stelle die Fülle von interessanten und bedeutenden, werdenden und gewordenen künstlerischen Individualitäten, die die günstige Lage und vor allem das Konzertleben Leipzigs jahraus jahrein nach Leipzig brachte, die, wie sie dort Anregung suchten und fanden, auch ihrerseits noch immer wieder frisches, junges pulsierendes Leben

hineinbrachten, auch wenn vielleicht die Eindrücke, die sie im persönlichen Verkehr hinterließen, nicht immer freundlich und sympathisch waren. Ich erinnere nur an Liszts früher schon erwähnten Besuch im Dezember 1841, an Ole Bulls vielfach an Liszt erinnerndes Auftreten ein Jahr früher, der bei näherer Bekanntschaft als Mensch wie als Künstler entschieden viel von seinem Nimbus einbüßte.

Vor allem aber ist hier Belioz zu nennen, auf den Schumann in seinem Rückblick auf das Musikleben Leipzigs im Winter 1839/40* besonders nachdrücklich aufmerksam gemacht, und dessen Fehlen in dem Repertoire der Abonnementskonzerte er als eine entschiedene Lücke gerügt hatte, der nun im Februar 1843 in einem Konzert zum Besten der Armen mit dem Offertorium aus dem Requiem, einer Romanze mit Orchesterbegleitung (*L'absence*) und der Ouvertüre von König Lear zum erstenmal vor dem Leipziger Publikum erschien und den Streit der Fachleute, ob er ein „verjüngter Beethoven“ oder nur ein genialer Effekthascher sei, in die Kreise der Konzertbesucher hineintrug. Schumann, in dem Bestreben, dem von ihm so hochgeschätzten Manne eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, hatte in seinem Hause eine Aufführung seines Quintetts und zweier Quartette veranstaltet, ohne jedoch viel Dank damit zu ernten, zu Claras großer Verstimmung: „Er ist kalt“, schreibt sie entrüstet, „teilnahmslos, grämlich. Kein Künstler, wie ich ihn liebe – ich kann mir nicht helfen. Robert ist anderer Meinung und hat ihn ganz in sein Herz geschlossen, was ich nicht begreifen kann. Was seine Musik betrifft, so stimme auch ich dem Robert bei, sie ist voll des Interessanten und Geistreichen, aber“, setzt sie hinzu, „es ist doch nicht die Musik, wie sie mir Genuß schafft, ich habe keine Sehnsucht nach mehr.“ (Übrigens hatte sie wegen Krankheit das Konzert selbst versäumen müssen.)

Um so sympathischer berührte beide sowohl die Musik wie

* Schriften I S. 251.

1840 – 1844.

die Persönlichkeit Gades, der, für Clara ja ein alter Bekannter, beim ersten Sehen (Jan. 1844), auch Schumanns Herz sofort gewann. Es war in der Tat eine tragische Ironie, daß gerade dieser Mann, dessen Kommen mindestens ebensoviel auf Schumanns Entschluß, Leipzig zu verlassen, einwirkte wie Mendelssohns Scheiden von dort, eigentlich in allem und jedem berufen erschien, am ersten Schumann den Verlust Mendelssohns verschmerzen zu lassen: daß die Berufung dieses Fremden Schumann aus seinem natürlichen Nährboden herausriß. Denn das war und blieb Leipzig; nicht weil es der Heimatboden war, den fand er ja schließlich in Dresden auch, sondern weil für ihn, mehr noch wie die Anregung von außen, die Verbindung mit der festgefügtten Organisation eines großen Orchesters, wie sie das Gewandhaus bot, und einer in besten Überlieferungen geschulten und doch dabei für neue Eindrücke durchaus zugänglichen Hörerschaft, wie sie das damalige Publikum der Gewandhauskonzerte in einem maßgebenden Bruchteil darstellte, geradezu eine Lebensfrage war. Und mochten ihn mit der Gesellschaft wie mit den übrigen Musikern Leipzigs, David nicht angenommen, scheinbar nur ziemlich lockere Bande verknüpfen, so war er in ersterer doch jetzt immer des Entgegenkommens und des Verständnisses sicher, auf das er seiner Bedeutung nach Anspruch erheben durfte, und war ihm vor allem in dem Orchester, in dem Quartett des Gewandhauses, ein vielleicht nicht immer leicht zu behandelndes, aber doch höchst geschicktes und für die schwierigsten künstlerischen Aufgaben verwendbares Organ bereit, dessen Dasein wieder ganz unwillkürlich auf den Inhalt und die Richtung seiner schöpferischen Tätigkeit zurückwirken mußte.

Und diese Heimatstätte der großen musikalischen Bewegung, die sich vor allem in den Namen und den Persönlichkeiten Mendelssohns und Schumanns verkörperte, die mit Schumanns „Neuer Zeitschrift“ ihr Programm und in seiner und Mendelssohns schöpferischer Arbeit des letzten Jahrzehnts ihre Erfüllung erhalten

hatte, sie war auch die Heimatstätte Claras. Nicht weil sie hier geboren war. Aber hier hatte sie sich nach schweren Lehrjahren unter der Leitung ihres Vaters, unter den Augen und im Hause ihres Mannes, im Bunde mit dem genius loci aus einer vornehmen Virtuosa zu einer selbständigen künstlerischen Persönlichkeit entwickelt und durchgearbeitet.

Die neue Heimat mußte sehr viel zu bieten haben, wenn sie nur einigermaßen den Verlust dessen aufwiegen sollte, was sie in der alten zurückließ.
